



Leseprobe

Bettina Röhl

„Die RAF hat euch lieb“

Die Bundesrepublik im Rausch von 68 – Eine Familie im Zentrum der Bewegung

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 13. März 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein unverstellter Blick auf 1968 – fernab aller Klischees und Mythen

Brauchte die Bundesrepublik die Revolte von 68? Ist 68 gar das Jahr einer »Neugründung« der heutigen Bundesrepublik? Die APO-Bewegung – und ihre »Speerspitze«, die RAF – ist das wohl meist beschriebene Thema der neueren politischen Geschichte des Landes. Mit bisher unbekanntem Fakten und den Stimmen neuer Zeitzeugen unterlegt, liefert Bettina Röhl, die als Kind die Gründung der RAF hautnah miterlebte, eine spannende Analyse und erzählt die scheinbar bekannte Geschichte neu. Bei ihren Recherchen fand Bettina Röhl zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe, Dokumente und Fotos, die die damalige Zeit hautnah miterleben und nachvollziehen lassen.



Autor

Bettina Röhl

Bettina Röhl wurde 1962 in Hamburg geboren, wo sie 1982 Abitur machte. 1986 begann sie neben ihrem Studium der Geschichte und Germanistik ihr Volontariat bei dem Zeitgeistmagazin »Tempo«. Sie arbeitete unter anderem für »Spiegel TV«, »Welt online«, »Cicero« und »Wirtschaftswoche« und veröffentlichte zahlreiche Buchbeiträge. 2001 wurde sie mit ihren Veröffentlichungen zu Joschka Fischers Gewaltvergangenheit in »stern« und »Bild« bekannt. Nach »So macht Kommunismus Spaß« ist »Die RAF

BETTINA RÖHL

»Die
RAF
hat
Euch lieb«

DIE BUNDESREPUBLIK IM RAUSCH VON 68

Eine Familie im Zentrum der Bewegung

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Um die Lesbarkeit dieses Buches zu erleichtern,
wurden alle Zitate in die neue Rechtschreibung umgewandelt.

Zum Schutz einiger genannter Personen wurden ihre Namen anonymisiert.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Taschenbucherstausgabe 03/2024

Copyright © 2018 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Beratung: Stefan Linde

Mitarbeit: Wolfgang Brümmer

Redaktion: Heide Sommer

Bildredaktion: Tanja Zielezniak

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
unter Verwendung eines Fotos von: Foto oben: Ruth Walz

Foto unten © ullstein bild – Wolfgang Kunz

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60672-2

www.heyne.de

INHALT

Vorwort: Zur Entstehungsgeschichte dieses Buches	11
Essay I	
Die beste Bundesrepublik aller Zeiten.....	16

TEIL I

Auf dem Höhepunkt von 68

März 1968: Umzug nach Berlin	43
Goßlerstraße 3	46
Ulrike Meinhof auf der Suche nach einem neuen Mann	50
Mao Zedong und die APO	55
Enteignet Springer!	62
Der Internationale Vietnamkongress	66
Die genehmigte Demonstration auf dem Ku'damm	72
Was genau war passiert?	74
Das APO-Movement und seine verschiedenen Protagonisten ..	78
Cohn-Bendit: »Sie gehören zu uns«	81
Schüsse auf Rudi Dutschke	85
Die Osterunruhen	88
Das Schweigen der APO	93
Die Demonstrationen	98
Die Scheidung meiner Eltern	99
Notstandsgesetze, <i>le mai</i> in Frankreich, 68 in der ČSSR.....	104
Ohne Dutschke implodiert der SDS	107
Die bunten Eimer waren leer	109
Ulrike Meinhof und ich	116

Das Umerziehungsprogramm	119
Kindergarten und erste Kinderladen-Experimente	124
»Ich bin am Ende«	128
Das Berliner Modell	133
Die Königin-Luise-Stiftung	140
Die Rettung	144
Kinderladen – Fantastisch!	149
Die APO-Kneipe	153
Die Brandstifter	158
Kapitalistische Ferien	161
Resümee des Jahres 1968	165
Neuer Vertrag für die Starkolumnistin	168
Meinhof versus Röhl: der »Kolumnismus«-Streit	175
Die Gegenredaktion	177
Ein Urlaubsversuch	182
Der Eklat	185
Meinhof und der SDS: ein revolutionärer Tiefpunkt	188
Polizei? Nein danke!	193
Die <i>konkret</i> -Aktion wird medial ausgeschlachtet	196
Mehrere Anrufe, eine Nabelkolik und Haare ab	197
Vierter Anschlag auf <i>konkret</i>	199
Meinhofs »bürgerliche Reputation«	200
Dick Busse und Ulrike Meinhof	202
Erholung bei Tante Holde	205
Marianne Herzog und Jan-Carl Raspe	207
Willy Brandt wird Bundeskanzler	210
Baader, Ensslin, Proll und Meinhof	211
Bambule	216
»Leute, die die Polizei sucht«	218
Meinhof, ein verlogenes Miststück?	221
»Mein lieber Schwalli ...«	224
Ein fast vermässelter Kindergeburtstag	227
Weihnachten 1969	229
»Identifikationsschwierigkeiten mit ihrer klugen Mutter«	233
Der letzte Besuch	241

Streit mit Lai-tu	244
Essay II	
Der Triumph von 68	246
Identifikation mit der Protestbewegung statt mit dem Staat ..	255

TEIL II

Die Entstehung der RAF

Horst Mahler	261
Die Kunzelmann-Gang	265
Der Chefdesigner der RAF	269
Hanna K. und die Erweiterung des »proletarischen Arschs« ...	273
Die Kufsteiner Straße wird konspirativ	276
Die Gründung der Stadtguerilla in unserem Wohnzimmer ...	280
Meinhof bricht die Brücken ab	282
»The original desperate housewife«	288
Problemutter	291
Klauen lernen	294
Der Unfall mit dem R4	295
Baader wird festgenommen	300
Der Gefängnisausbruch	305
Gute Nacht, Revolution!	309
Homann trifft Jürgen B.	312
Meinhof und die Black-Panther-Frau	314
Horst Mahler geht in den Untergrund	316
Die Verschleppung	318
15 Jahre <i>konkret</i>	319
Italien	324
Über die grüne Grenze	328
Das Barackenlager	331
Der Abschied	335
Sizilien	337
Bei Bubi	340
»Natürlich kann geschossen werden«	343

Michèle Ray	348
Die Geburt des Mythos RAF	351
Günter Wallraff verurteilt Ulrike Meinhof	354
Das terroristische Start-up	355
Der Araber	357
»Hier geht die Lucy ab ...«	361
Mord lag in der Luft	365
Hanna K. in Jordanien	372
Hilfe von den Palästinensern	374
Und was war jetzt genau der Plan?	378
Das »beste« palästinensische Waisenlager	381
Meinhof, ein personifizierter Irrtum der Bewegung	385
»Avanti Popolo«	388
Das »Untergrundsorgerecht«	392
Die »Holtkamp-Lösung«	401
Ulrike Meinhof in Ostberlin	409
Der erste Schritt zu unserer Rettung	413
Rückkehr in die Gesellschaft	420
Meinhof allein in Sizilien	425
Mit Pistolen	430
Verhaftungen und ein »Verrat«	434
»Die Rote Armee aufbauen«	437
Zu Hause	440
Von Udo Jürgens bis zu Mikis Theodorakis	442
Die Doppelfamilie Coulmas-Röhl	445
Emmi und Blankeneser Schulfreunde	448
Die Blankeneser RichterIn Ingrid Schwenn	450
Renate Riemeck: »Heitere, ungezwungene, fröhliche Geschöpfe«	453
Peter Homann und Stefan Aust	455
Mit in den Abgrund reißen	456

TEIL III

Mythos Meinhof

Der Baader-Meinhof-Komplex	461
»Das Konzept RAF«	468
Merkwürdige Zwischenrolle	472
Nette »Restfamilie Röhl«	476
Die Morde	478
Der Ensslin-Kassiber	482
»Ulrike«	485
Heinrich Bölls Märchen vom »Krieg von 6 gegen 60 000 000« ..	488
Klaus Rainer Röhl außer Rand und Band	490
Essay III	
Meinhof wird zur Ikone der Bewegung.	496
Revolution wird mit Blut geschrieben.	502
»Klar, Du bist jetzt der Anwalt von der Meinhof«	507
Meinhofs Unschuldsbewusstsein	513
Hannovers Besuch bei uns in Blankenese	519
»Wir incl. ich sind bis auf die Knochen politisch«	523
Die Anfrage des <i>stern</i> nach einem Interview	525
Jubel über den Tod der israelischen Sportler	532
Die Kinder-Olympiade	537
»Der Kaukasische Kreidekreis findet nicht statt«	539
»Die RAF hat Euch lieb«	548
Isolation	555
»Menschenexperiment ist richtig, Folter ist falsch«	560
Der erste große Hungerstreik	565
»Politisieren, politisieren, politisieren«	574
Der Bruch mit Heinrich Hannover	577
Das Christianeum	583
Weihnachten bei Tante Wienke, Silvester auf Sylt	586
Meinhof radikalisiert sich weiter	591
Ensslin und Meinhof im Toten Trakt	599
Schlusswort	608
Danke	610

VORWORT: ZUR ENTSTEHUNGS- GESCHICHTE DIESES BUCHES

Als ich 1996 anfang, für dieses Buch zu recherchieren, war ich 34 Jahre alt und hatte nichts anderes in den Händen als vier Briefe meiner Mutter Ulrike Meinhof aus ihrer Haftzeit in Köln-Ossendorf aus den Jahren 1972 und 1973. Unter anderem den Brief, in dem sie mir und meiner Zwillingsschwester aus dem Gefängnis schrieb: »Die RAF hat Euch lieb.« Ich besaß keine Akten, ich hatte die meisten Protagonisten des Terrors, die RAF-Leute und die Anwälte – außer als Kind – nie getroffen. Es gab schon 1996 Hunderte von Artikeln und Büchern über 68, die RAF und Ulrike Meinhof. Es gab Biografien, Bände mit ihren Kolumnen und massenhaft Broschüren, Raubdrucke, Flugblätter und Dissertationen. Und es gab schon eine ganze Reihe von Dokumentar- und Spielfilmen, Theaterstücken, Opern und Tanztheater, die das Leben von Ulrike Meinhof und ihrer Familie, und nebenbei immer auch von meiner Schwester und mir als süße blonde Statisten des gruselig-schönen Dramas, verarbeitet hatten.

Es gab und gibt unendlich viele Experten zum Thema Ulrike Meinhof, 68 und RAF, jede Sekretärin des NDR schien damals besser über meine Mutter Bescheid zu wissen als ich. Bilder mit dem RAF-Emblem, Babybilder von meiner Schwester und mir mit schwarzen Balken über den Augen, Jugendbilder meiner Mutter aus den Vierziger- und Fünfzigerjahren, zusammengeschnitten mit Bildern von Attentaten und Toten. Klaus Rainer Röhl als der sexy *konkret*-Verleger und Bösewicht, der Meinhof mit seinen Seitensprüngen in den Terror getrieben hätte, und die beiden RAF-Kumpanen Baader und Ensslin, die sie in Stammheim in den Tod gemobbt hätten. Immer mit dabei: Sex and Crime, Baader-Meinhof sells.

Selbst Kinderbilder von meiner Schwester und mir lagen nicht bei uns zu Hause, sondern in den Bildredaktionen von *Spiegel*, *stern* und *ZEIT*. Es

war also nicht so, wie die Medien gern über mich schrieben, dass ich nur gemütlich in mein Familienalbum greifen musste, und schon stand das Buch, sondern es war umgekehrt: Die Öffentlichkeit, die Meinhof- und RAF-Experten in allen Medien wussten mehr von meiner Mutter als ich. Sie hatten die Unterlagen, die Materialien, das Wissen, und ich hatte nichts. Ich war eine Nachgeborene, die 68 als Kind erlebt hatte.

Auch mein Vater war nicht hilfreich. Das, was er in den Siebzigerjahren an Unterlagen und an Fotomaterial besaß, hatte er längst in Dutzenden von journalistischen Storys an die Medien veräußert und in vielen seiner Bücher, die oft um das Thema 68 kreisten, selber verwurstet. Akten besaß er keine, jedenfalls habe ich nie eine bei ihm gesehen. Er hatte auch seine Privatfilme mit Ulrike Meinhof und uns als Kleinkindern, die eigentlich auch meiner Schwester und mir als Erben von Ulrike Meinhof gehörten, 1994 einem Filmemacher gegeben, sodass auch das Privateste schon breitgetreten war, bevor ich überhaupt anfang zu recherchieren.

Das Einzige, was Klaus Röhl mir 2006 noch übergab, war eine schmale Filmrolle von einer *konkret*-Konferenz mit ihm und meiner Mutter und vielen jungen Redakteuren, Ende der Fünfzigerjahre, die ich in meinem Film »So macht Kommunismus Spaß!«, der 2007 bei SPIEGEL TV auf SAT1 lief, dann auch exklusiv verwendet habe. Diese kleine Sequenz, nicht einmal 30 Sekunden lang, ist sehr schön, aber das war auch alles.

Von meiner Mutter hatte ich gar keine Unterlagen. Nachdem sie im Mai 1970 in den Untergrund gegangen war, hatte sich ihre Schwester Wienke um die Haushaltsauflösung gekümmert. Akten, Bilder, Bücher und auch Fotos von unserer Mutter und von uns landeten also bei meiner Tante, und meine Tante verweigerte bis zu ihrem Tod 2017 Einsicht in die Unterlagen und die Herausgabe persönlicher Gegenstände. Nur einmal schickte sie mir 2004 ein altes, etwas vergilbtes Buch der palästinensischen Terroristin Leila Khalid, das sei ein Abschiedsgeschenk meiner Mutter an mich, welches diese ihr schon 1974 gegeben hätte, es sei jetzt meins.

Ich begann mit der Recherche: In Hamburg nahm ich mit den Scheidungsanwälten meiner Mutter, Kurt Groenewold und Heinrich Senfft, Kontakt auf, in Berlin traf ich mich mit Hans-Christian Ströbele, und schließlich besuchte ich in Bremen Heinrich Hannover, der meine Mutter, seitdem sie 1970 in den Untergrund gegangen war, als Anwalt begleitet

hatte. Die bis heute unveröffentlichte Korrespondenz in den Akten, die ich von den Anwälten bekam, ermöglichte mir einen ganz neuen Blick auf meine Mutter. Hier sprachen plötzlich nicht mehr Journalisten mit irgendeinem Halbwissen über Ulrike Meinhof, sondern hier sprach zumeist sie selbst. Auf Hunderten von Seiten lernte ich meine Mutter, wie sie 1968/69 bis 1974 gedacht, gefühlt und geschrieben hatte, erst richtig kennen und verstehen.

Ich besorgte mir das gesamte Baader-Meinhof-Material in Form von vielen Hundert Kilo Akten bei der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe. Ich musste einen Transporter mieten, um die Akten über die Taten der ersten Generation der RAF nach Hamburg zu bringen. Dann die Frage: Wo sollte man die überhaupt lagern? Irgendwann Ende der Neunzigerjahre ließ ich sie also digitalisieren, denn so lesen sie sich viel besser. Und dann begann ich, die Protagonisten zu treffen und zu interviewen. Obwohl ich die meisten als Kind gesehen oder gekannt hatte, hörte ich nun zum ersten Mal, was sie damals gemacht und wie sie die APO-Bewegung und die RAF erlebt hatten, und schon während der Recherche dachte ich, die Öffentlichkeit muss das alles genauso hören und erfahren, wie ich es jetzt höre.

Und dann begann ich, in die Historie einzusteigen, und staunte nicht schlecht. Hunderte von Büchern über den Vietnamkrieg, die Frankfurter Schule, die Bundesrepublik in den Sechzigerjahren und vor allem über Mao Zedong und die Kulturrevolution in China brachten mich zum Nachdenken und zu der Erkenntnis, dass sehr vieles zu recherchieren blieb und neu erzählt und neu interpretiert werden müsste. Irgendwann dachte ich, jetzt könnte ich mal losschreiben. Aber da tobte ein Sturm über mich hinweg, als ich 2001 ein paar Details aus der Gewaltvergangenheit von Joschka Fischer (damals ein Säulenheiliger bei den Grünen und Bundesaußenminister) in *stern* und *Bild* veröffentlichte. Mein Buchvertrag wurde gekündigt, und das gesamte Projekt blieb erst mal liegen.

2006 veröffentlichte ich den ersten Band meines historisch-biografischen Werkes mit dem Titel »So macht Kommunismus Spaß!«, in dem ich meine Familiengeschichte und die Geschichte der Linken in der jungen Bundes-

republik von 1949 bis Februar 1968 erzähle. Ein großer Teil des Materials, das sich mit 1968 und der Gründung der RAF befasste, blieb weiterhin liegen. Ich habe mich von 2006 bis 2016 in Hunderten von Artikeln mit ganz anderen Themen befasst, mit Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, und fast hatte ich das Thema 68 schon vergessen, als im Herbst 2015 ein sehr netter Literaturagent, Stefan Linde, mit viel Nachdruck auf mich zukam und mich drängte, ein Buch zu schreiben, zum Beispiel über die Einwanderungspolitik von Angela Merkel. Ich sagte Nein, definitiv Nein. Ein halbes Jahr später rief er nochmals an, und da sagte ich okay, dann schreibe ich jetzt mein Buch über 68, das ich einst so begeistert recherchiert hatte.

Ich fuhr also in mein Archiv und holte die Bücher und Akten und die alten Dateien wieder hervor und fühlte mich wie das Fräulein aus dem Märchen, das in eine große einsame Kammer gesperrt wird und aus fünfzig Jahre alten Tonnen von Stroh Gold spinnen soll. Fünfzig Jahre alte Literatur in Massen lag um mich herum, Interpretationen, Zeitzeugenberichte, Autobiografien, Filmmaterial, Tonbandaufnahmen. Und natürlich meine eigenen Recherchen, Akteninhalte und Interviews, die ich nie veröffentlicht hatte, viele noch auf Kassette. Und es gab natürlich inzwischen auch einige historisch gut recherchierte Bücher über diese Zeit, vor allem aus den 2000er-Jahren. So gesehen, hat es sich vielleicht gelohnt zu warten.

Ich habe im Laufe der Jahre vielfach geschrieben und gesagt, dass die 68er-Bewegung zu einem großen Teil ein Missverständnis, eine Fehlverarbeitung der damals neuen Realitäten, der neuen Möglichkeiten gewesen ist, und auf die lange, allgemein verkannte Tatsache hingewiesen, dass die 68er-Generationen die Nutznießer und nicht die Erfinder der vielen neuen Freiheiten waren. Völlig überfordert und in einer Art »massenhafter Erleuchtung« füllten diese Generationen die neuen Freiheiten mit vielen Ideologien, und sie hoben ab. Sie steigerten sich in Extremismen hinein. Alles, was immer besser wurde, die neue Leichtigkeit des Lebens, »kulturrevolutionierten« sie nach fremden Vorbildern. Seit eh und je weise ich darauf hin, dass die 68er nicht die Erfinder der Aufarbeitung der Nazizeit sind, dass diese Aufarbeitung in Westdeutschland vorher begann und bei den 68ern lange Zeit nicht im Fokus stand. Dieses Thema entdeckten sie erst viel später und behandelten es oft allzu taktisch. Auch hierauf weisen

immer mehr Alt-68er heute selbstkritisch hin, wie sie auch seit Längerem mühsam eingestehen, dass sie in Mao Zedong einem Rattenfänger und Despoten gigantischen Ausmaßes hinterhergelaufen sind.

Der Mao-Anhänger Rudi Dutschke war nicht nur ein Charismatiker, er war auch ein ausgesprochen sympathischer Mensch im persönlichen Umgang. Für die Revolution, die er wollte, war er womöglich zu weich. Dennoch gilt: Wer heute eine der noch besten Reden Rudi Dutschkes anschaut, kann angesichts des ideologischen Unsinns, in den er sich hineingesteigert hatte, fast schon Mitleid mit Dutschke und seinen Anhängern empfinden. Gleichwohl haben sich die damals entzündeten Ideologien der Westlinken in den letzten fünfzig Jahren zum gesellschaftlichen Leitbild entwickelt. 68 ist zur »Leitkultur« des Westens geworden. 68 ist also tatsächlich immer noch ein brennendes Thema. Dieses Buch handelt von den pop-kommunistischen Blessuren der Bundesrepublik, die sich von den Nachwirkungen der adaptierten »Kulturrevolution« selber nicht mehr befreien kann. Deswegen betrachte ich hier noch einmal die Zeit des ideologischen Urknalls, der die Gesellschaft seither antreibt, und erzähle am Beispiel meiner Familie die Geschichte von 68 neu. Wer die Politik heute verstehen will, findet einen guten Einstieg, wenn er sich den Anfang der Geschichte noch einmal genau ansieht.

Sehr oft werde ich nach meiner Zwillingsschwester gefragt, danach, wie sie alles erlebt und erfahren hat. Immerhin, es geht auch um ihren Vater, ihre Mutter, ihre Schwester, nämlich mich, und sie selbst. Dazu möchte ich sagen: Sie war zwar in fast allen Situationen, die ich beschreibe, dabei, aber natürlich hat sie ihre eigene Sicht auf die vielen Themen, Menschen und Ereignisse, die in diesem Buch vorkommen. Bei meiner Schwester möchte ich mich dafür bedanken, dass sie zustimmte, die vielen bisher unveröffentlichten Dokumente über und von Meinhof, die auch ihr als Miterbin gehören, zu verwenden und hier erstmalig zu veröffentlichen.

17.2.2018

Bettina Röhl

ESSAY I

Die beste Bundesrepublik aller Zeiten

Die Bundesrepublik der Sechziger- und Siebzigerjahre war ein Glücksfall in der deutschen Geschichte. Die junge Bundesrepublik hatte Glück. Vielleicht in dem Ausmaß, in welchem sie es hatte, nicht verdient, aber doch selbst erarbeitet. Nach den Schrecken der Nazizeit hatte sie, anders als die DDR, das Glück, im Westen Deutschlands zu liegen und Teil der westlichen Allianz zu werden. Vom Start an hatte sie Glück mit der Einführung der D-Mark am 20. Juni 1948 und einem gelungenen Grundgesetz, mit dessen Inkrafttreten im Mai 1949 die eigentliche Existenz der Bundesrepublik ihren Anfang nahm.

Auch mit ihrem ersten Kanzler, Konrad Adenauer, der am 15. September 1949 mit einer Stimme Mehrheit vom Bundestag gewählt wurde, hatte die Bundesrepublik Glück. Glück hatte sie auch mit dem ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss, mit dem die Bundesrepublik zugleich einen starken Gegenpart zum machtbewussten Adenauer besaß.

Die wirtschaftliche Entwicklung aus den Trümmern des Krieges in den Fünfzigerjahren war atemberaubend. Bereits 1960 war die Bundesrepublik die zweitgrößte Industrienation hinter den USA, Vollbeschäftigung war erreicht.

Um die Qualität dieses wirtschaftlichen Aufschwungs aus zerstörten Industrieanlagen, den zerstörten Häfen Hamburg und Bremen, zerstörten Innenstädten und dem zerstörten Wohnraum – circa 25 % aller Wohnungen in Westdeutschland lagen nach dem Krieg in Schutt und Asche – zu verstehen, ist eine demografische Ergänzung zur bloßen Feststellung dieses Aufschwungs hilfreich; man muss sich vorstellen, wie viele Millionen Menschen in diesen Jahren zusätzlich auf den Arbeitsmarkt

strömten und Arbeit fanden, um die Dimension der geschaffenen Arbeitsplätze zu begreifen:

Die Bundesrepublik erlebte bis 1961 einen Zuzug von 3,1 Millionen Menschen aus der DDR und insgesamt 8 Millionen Menschen seit 1945 aus den früheren deutschen Ostgebieten und etlichen osteuropäischen Ländern. Diese Menschen, die durch Flucht, Vertreibung und schließlich die unerträglichen Lebensbedingungen in den Nachkriegsjahren im Bereich dessen, was später der Ostblock genannt wurde, in die Bundesrepublik strömten, mussten in Wirtschaft und Gesellschaft integriert werden, und das in einer Zeit, in der durch neue Techniken zum ersten Mal Arbeitsplätze in größerem Stil wegrationalisiert wurden. In der Landwirtschaft war der Verlust an Arbeitsplätzen aufgrund neuer Maschinen besonders krass, aber auch die dadurch betroffenen Menschen wurden sofort mit Arbeit versorgt.

Dazu kam: Bereits 1955 wurde das erste Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und Italien, auch und besonders auf Wunsch Italiens, von Bundeskanzler Adenauer in Rom unterzeichnet, die erste Anwerbung von sogenannten Gastarbeitern aus Italien begann. Es folgten entsprechende Abkommen mit Spanien (1960), Griechenland (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Südkorea (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) und Jugoslawien (1968). Erst 1973 gab es unter der sozialliberalen Koalition einen Anwerbestopp. Danach begann bei den »Gastarbeitern«, die blieben, also nicht mehr Gast sein wollten, die große Welle des Familiennachzugs.

Bereits 1964 wurde der einmillionste Gastarbeiter, ein Portugiese, in der Bundesrepublik gezählt. 1973 lebten per Saldo knapp 4 Millionen ausländische Arbeitssuchende in der Bundesrepublik, eine teils größere Fluktuation eingerechnet.

Trotz all dieser Manpower überstieg die Zahl der offenen Stellen in der Bundesrepublik einige Jahre lang die Zahl der Arbeitslosen im Land. Es gab in der Spitze über weite Strecken bis zu einer Million offene Stellen, was die Arbeitslosenzahlen im Zeitraum zwischen 1960 und 1973 von circa 155 000 bis 250 000 (von der leichten wirtschaftlichen Delle von 1967 und 1968, wo es bis zu 460 000 Arbeitslose gab, abgesehen) in einem

anderen Licht erscheinen lässt. Unter dem ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler Willy Brandt stieg die Arbeitslosigkeit ab 1973 dann erstmalig wieder an, doch der Wirtschaftsboom lief unverwüstlich weiter.

Der berühmte Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit war in diesen Jahren regelrecht aufgelöst, die Waage zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern war sehr sozial ausgeglichen. Das Bruttosozialprodukt stieg in rasantem Tempo. Die Investitionssteuer – ja, es gab eine Investitionssteuer – wurde von Mai 73 bis November 73 als kurzzeitiges Wirtschaftssteuerungsinstrument eingeführt, um das überschäumende Wirtschaftswachstum herunterzumoderieren. Der weltweite Ölschock von 1972, als die Ölförderländer den Westen seine Abhängigkeit vom schwarzen Gold spüren ließen und eine massive Verknappung des Rohstoffes drohte, hatte die Volkswirtschaften des Westens schwer getroffen. Nichtsdestotrotz lief die Wirtschaft nach kurzer Zeit wieder auf Hochtouren, um nicht zu sagen übertourig. Deswegen sollte mit der Investitionssteuer von 1973 die Investitionstätigkeit der Wirtschaft auf ein niedrigeres Niveau heruntergefahren werden.

Inflation, heutzutage zu einem Synonym für öffentliche Schuldentilgung geworden, galt damals als Feind wirtschaftlicher Stabilität. Nach kapitalistischen Marktgesetzen war es unvermeidlich, dass es den Arbeitnehmern in der Bundesrepublik prächtig ging. Und noch mal: Über viele Jahre hinweg gab es in der Bundesrepublik Vollbeschäftigung und einen teils millionenschweren Überhang an offenen Stellen. Und was Vollbeschäftigung nach Marktgesetzen zwangsläufig wirklich bedeutete, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen:

Nicht erst heute sucht die Wirtschaft angeblich oder tatsächlich dringend Arbeits- und Fachkräfte. Nein, damals gab es einen ausgesprochenen Arbeitnehmermarkt, der jenseits aller Gesetzeslagen die Machtverhältnisse Richtung Arbeitnehmerseite austarierte, und dies trotz der massenhaften Anwerbung sogenannter Gastarbeiter. Die Gewerkschaften, denen die Arbeitnehmer damals noch vielfach die Treue hielten, waren mächtig wie nie.

Die Lohnzuwächse waren erheblich, und auch derjenige, der am Fließband malochte, gönnte sich nach Kühlschrank, Waschmaschine und dem ersten Farbfernseher die regelmäßigen Flug- oder Autoreisen in

den sonnigen Süden. Mallorca war schon Mitte der Sechzigerjahre zur »Hausfrauen- und Sekretärinnen-Insel«, zum Urlaubsparadies für jedermann geworden. So sehr, dass es fast ausgeschlossen schien, dass es auf der Baleareninsel noch einmal einen Luxusboom obendrauf geben könnte, wie er seit den Neunzigerjahren zu beobachten ist.

Das Arbeitsrecht entfaltete auch dank einer sich plötzlich besonders arbeitnehmerfreundlich gerierenden Richterschaft eine enorme Wirkung, und zwar zugunsten der Arbeit und zulasten des Kapitals. Das große Thema der Mitbestimmung entwickelte sich, die Betriebsräte wurden immer mächtiger. »Chef, gib mir meine Papiere, ich hab was Besseres!« oder »Das oder du passt mir nicht mehr!« – das war Standard. Die ersten Taschengeld-verwöhnten Generationen von Schülern und Studenten konnten, wenn ihnen danach war, Geld generieren, wann und wo immer sie wollten. Die Jobs für sie lagen im wahrsten Sinne des Wortes auf der Straße und wurden gut bezahlt.

Rasantes Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung und die damit einhergehende Euphorie, die Veränderung des Lebensstandards und Lebensstils beherrschten das wirtschaftliche und gesellschaftliche Geschehen im Land über Jahrzehnte. Auch wenn der Blick auf die Arbeitslosenquote, also auf die Prozentzahl allein, problematisch ist, weil man unvergleichbare Verhältnisse leicht gleichsetzen könnte, lässt sich per Saldo doch das Bild eines historischen Glückszustandes namens Bundesrepublik Deutschland zeichnen, und entsprechend war die Stimmung: ausgelassene Sorglosigkeit mit der Aussicht »für immer«.

Es war die Blütezeit der besten Republik, die es auf deutschem Boden je gab. Das Hauptproblem der Zeit war, dass es kein Problem gab. Natürlich ist nichts so gut, als dass es nicht noch verbessert werden könnte. Auch in dieser herrlichen Bundesrepublik gab es Menschen, die auf der Schattenseite lebten. Die Zahl der abgehängten Menschen war allerdings kleiner als zuvor und sehr viel kleiner als heutzutage.

Die Menschen hatten ihre persönlichen Träume von noch mehr Wohlstand, noch mehr Freizeit, aber auch von Bildung für jedermann: Die Abiturientenzahlen stiegen Jahr für Jahr.

Aufstieg, Karriere und die touristische Eroberung der Welt beschäftigten die Menschen. BIP und Wachstum stimmten und dito die

Demografie. Eine ausgelassene Sorglosigkeit mit der Aussicht, dass dies jetzt für immer so bleiben und sogar noch besser werden würde, war das Grundgefühl der Zeit, und diese positive Aufstiegsstimmung half auch denjenigen Menschen, wieder Tritt zu fassen, die persönliche Probleme oder Schicksalsschläge erlitten hatten.

Man ging ins Kino, die Theater waren voll, das Sportangebot stieg, diversifizierte sich und wurde immer luxuriöser. Die Mode wurde internationaler, bunter, Musik spielte eine immer wichtigere Rolle.

Mit den ersten italienischen Gastarbeitern kamen Ende der Fünfzigerjahre die ersten kleinen Pizzerien auf. Man ging plötzlich zum »Italiener«, damals noch nicht »Edelitaliener«, aber wahnsinnig nett, persönlich und zuvorkommend. Pizza, Spaghetti und Chianti für wenig Geld schmeckten den Deutschen irrsinnig gut. Hier bahnte sich eine kleine Revolution der Esskultur an. Dann schossen auch griechische und chinesische Restaurants aus dem Boden. Neu, erschwinglich und enthusiastisch waren die ersten Besuche in diesen kleinen Familienbetrieben, die bald in jeder Kleinstadt zu finden waren.

Waren die Flugreisen in die gelobten, gehassten USA zu Beginn der Sechzigerjahre noch horrend teuer – sie kosteten nicht sehr viel weniger als ein VW-Käfer –, konnten sich Ende der Sechziger, Anfang der Siebziger plötzlich Schüler und Studenten einen Urlaubsflug in die Staaten leisten. Stichwort ABC-Flüge, Advanced Booking Charter.

Das Studium, meist das Wunschstudium, dauerte so lange, wie die Studierenden Lust hatten. Ein Autoleben war dagegen relativ kurz, mit der fantastischen Folge, dass die Autos, die auf schnellen Konsum hin gebaut wurden, dank eines schnellen Wertverfalls zu einem Gegenstand wurden, den sich Studenten problemlos selber erarbeiten konnten, manchmal sogar ältere Schüler.

Und die Studentenbude war angesichts der explodierenden Studentenzahlen zwar nichts mehr, was einem hinterhergetragen wurde, aber Wohnraum für Studenten war im Vergleich mit heute deutlich bezahlbarer, und wer zum Studieren oder zur Wehrdienstvermeidung nach Westberlin ging, fand immer ein Zimmer, meist in den großen Wohnungen und später auch in Wohngemeinschaften, die den schönen Berliner Altbaubestand, der den Krieg überlebt hatte, herunterwirtschafteten.

Die jungen Leute, vor allem die akademische Jugend, fanden damals paradiesische Verhältnisse vor, inklusive bester Aussichten auf einen gelungenen Einstieg in das Berufsleben, und sei es in Gestalt eines langen Marsches durch die Institutionen. Damals war Partytime. Man war privater als heute, und Party hieß Freundeskreis, hieß Einladung, hieß Privatfeiern. Die heutige Eventkultur braucht Tausende von Hilfsmitteln, um die Menschen zusammenzubringen, die 68er feierten individueller, aber umso mehr.

Und: Es gab keine No-go-Areas. Allerdings gibt es die, wie man hört, ja heute auch nicht.

So ist das eben, wenn Vollbeschäftigung herrscht und Arbeitskräfte Mangelware sind, wenn die Arbeit also mehr wert ist als das Kapital. Also, Vollbeschäftigung, Vollbeschäftigung, Vollbeschäftigung – das war das entscheidende Momentum dafür, wie Wohlstand und Wohlstandsverteilung eine Gesellschaft, die diesen Zustand für selbstverständlich hält, in einen euphorischen und allemal wünschenswerten Zustand versetzt.

Dem bundesrepublikanischen 68er (die in den Sechzigerjahren Jugendliche oder junge Erwachsene waren) ging es fantastisch. Die gleichaltrigen Brüder und Schwestern auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, der, mit selbstschießenden Mordwaffen und schießenden Grenzern bewacht, im Kalten Krieg die östliche und die westliche Hemisphäre voneinander trennte, waren dagegen die großen Verlierer der Zeit und dieses Teils der Weltgeschichte. Sie waren die großen Verlierer des Zweiten Weltkriegs und des ideologischen Experiments des real existierenden Sozialismus/Kommunismus.

Die sogenannte 68er-Generation hatte in der Bundesrepublik die absolute Glückskarte gezogen. Selber zum großen Teil Babyboomer, erlebten sie den Rausch des wirtschaftlichen Booms der Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahre. Die ersten Weltreisen führten die damaligen Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu spannenden Abenteuern in noch nicht massentouristisch durchgestylte Länder, Gesellschaften und Strukturen. Und zu dem breit sozialisierten Glück trugen auch die kulturellen Impulse der Amerikaner und ihrer Westalliierten bei. Sie waren nicht nur der Garant für die demokratisch-rechtsstaatliche und

sozialstaatliche Initialzündung (Grundgesetz) in der Bundesrepublik. Sie brachten den Swing, den Jazz, die Rock- und die Popmusik. Auch die Bewegungen der Avantgarden wie der Blumenkinder, Summerhill, der Hippies, der Beatniks, der Existenzialisten kamen aus Kalifornien, aus New York, London und Paris nach Deutschland. Die Symbolhose namens Jeans feierte ihren Durchbruch.

US-Präsident John F. Kennedy, ein kapitalistischer Großerbe eines mit zweifelhaften Methoden erworbenen Vermögens von Papa Joseph, hatte die Deutschen 1963 mit seinen beiden kleinen Sätzen »Kölle alaaf« und »Ich bin ein Berliner« in Verzücken versetzt und gleichsam ein bisschen Hollywood in den Kalten Krieg gebracht und einen neuen Politikertypus etabliert. Mit seinem Ausspruch »Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern frag, was du für dein Land tun kannst« hatte Kennedy die Jugend nicht nur in den USA, sondern auch in Westeuropa begeistert. Kennedy hat den Vietnamkrieg Anfang der Sechzigerjahre forciert und die USA tiefer in den ursprünglich französisch-vietnamesischen Konflikt hineinverstrickt. Auch in der Rassenfrage, dem Konflikt zwischen den weißen und den schwarzen US-Amerikanern, hatte Kennedy keine glückliche Hand. Gleichwohl wurde Kennedy, der das bürgerliche Deutschland mitgerissen hatte, schnell zu einem Idol der jungen Generation in der Bundesrepublik und weltweit. Das junge und glamouröse Präsidentenpaar verkörperte einen Aufbruch, wohin auch immer.

Der Westen und die Avantgarde

Klassisch erhebt das, was man das linke Lager nennen könnte, einen Monopolanspruch auf den Avantgardismus. Tatsächlich aber war mit der Russischen Revolution, später mit dem Stalinismus und ganz besonders auch mit dem Maoismus der Avantgardismus im Osten tot. Seit dem Zweiten Weltkrieg nichts Neues im Osten. Im Westen dagegen explodierten die Kultur und die Subkultur in ekstatischer Weise. Dank der rasend schnellen Entwicklung der Technik verfügte bald jeder Jugendliche über einen eigenen Plattenspieler, ein eigenes Radio und hatte Zugriff auf einen Fernseher und ein Telefon (damals noch mit Wählscheibe). Die

allgemeine Mobilität stieg rasant, und so konnten die Menschen mit ihrer neu gewonnenen Freizeit (40-Stunden-Woche, der freie Samstag, bald auch in der Schule, sechs Wochen Urlaub usw.) auch gleich etwas anfangen. Weihnachtsgeld, Urlaubsgeld und gute Löhne ermöglichten Reisen, Klamotten, Konsum und auch den Konsum der neuen kulturellen Angebote: Pop-Art, Nouvelle Vague, Bildungsreisen, Comics, Zeitschriften, Fernsehserien, Fernsehshows. Neue Genres wie der Western oder die vielen Fernsehserien für Kinder und Erwachsene kamen nach Deutschland und wurden über Nacht selbstverständlich.

Und das Schönste waren die ungeheure Liberalität und Großzügigkeit, die sich seit den Fünfzigerjahren in Deutschland entwickelten; sie waren auch der angelsächsischen Lässigkeit, dem französischen Charme und den vielen anderen Einflüssen aus Skandinavien und Italien geschuldet, aber eben auch der hier immer wieder hervorzuhebenden wirtschaftlichen Prosperität und ganz besonders der Vollbeschäftigung. Die Lohnzuwächse, also der wirtschaftliche Aufstieg und damit die Euphorie waren ganz essenziell für die damalige Zeit. Und ein besonderer i-Punkt obendrauf waren die bis dahin von noch keiner Jugend derartig frei ausgelebten eigenen Moden, Attitüden, Ansichten, Verhaltensweisen usw. in antagonistischer Abgrenzung gegenüber den Altvorderen.

Und es gab eine faktische Freiheit, die inzwischen von der Durchcomputerisierung der Gesellschaft und auch von der Computerisierung in den Köpfen erwürgt wird. Will sagen: Der heutige Mensch ist ein »gläserner Mensch«. Dein Finanzamt weiß alles über dich, deine Bank, dein Einwohnermeldeamt weiß alles über dich. Die Auskunfteien, Schufa, Kreditreform etc. wissen alles. Deine Universität, deine Schule, dein Arbeitgeber, deine Polizei, sie alle kennen dich durch und durch. Deine örtlich zuständige Behörde weiß alles, und damit weiß auch jede andere Behörde alles, und das große Computersystem wird immer europäischer und immer globaler. Das Netz wird enger und mit der Abschaffung des Bargeldes wird die faktische Freiheit gänzlich beseitigt. Die 68er hätten ihren Lebensstil, mal irgendwo wohnen, mal irgendwo arbeiten, mal sich irgendwo zum Schein anmelden, mal irgendwo ein paar Monate aussteigen, mal irgendwo studieren, mal ein bisschen Sprengstoff hin und her transportieren, mal irgendwo ein bisschen Terror machen, heutzutage

nicht so stressfrei und entspannt auskosten können, wie sie es damals konnten.

Rasen betreten verboten

Die Kriegsgenerationen, geprägt durch Naziterror, Entbehrungen, Kriegserfahrungen und ungeheure wirtschaftliche Depressionen und jetzt hineingeworfen in einen ebenso ungeheuren Wirtschaftsaufschwung und Wohlstand, empfanden naturgemäß Dinge, die sie in ihrer eigenen Jugend vielleicht selber getan hatten oder gern getan hätten, als ungehörig, wenn sie nun von den jungen Leuten kamen. Lange Haare, laute, ihnen fremde Musik, »Herumgammeln« in der Freizeit, Miniröcke, Jeans, Coca-Cola, all das war suspekt und empörend. Das allerdings war nicht mehr als die typische Reaktion jeder älteren Generation, die ja auch immer ein bisschen neidisch auf die jüngere Generation ist und auch nicht gern zuschaut, wie ihre eigene Macht an die nachfolgende Generation übergeht. Auch der neue Luxus, in dem die jüngere Generation spätestens seit Beginn der Sechzigerjahre aufwuchs, ohne naturgemäß einen Handschlag dafür getan zu haben, mag manchen Neid der Älteren erzeugt haben.

Beispiel: Der Hamburger Stadtpark. Schon seit Kaisers Tagen war der Stadtpark ein echter Volkspark. Wald und Wiesen, Blumen, Büsche und viele Flächen zum Bespielen oder zum Ansehen. Flächen für Ruhe und Flächen für das laute Sport- oder Familienvergnügen. Da gab es den französischen Garten, die englische Landschaft, Wasserspiele, einen Schwimmbereich. Es gab Rasenflächen zum Angucken und Rasenflächen, um darauf herumzurasen, Fußball zu spielen oder sich dort mit der damals üblichen Picknickdecke ein paar Stunden aufzuhalten.

Klar, auch wenn es nirgends dranstand, niemand durfte die Bäume eigenmächtig fällen oder in Brand setzen, niemand durfte die Büsche oder die Blumen klauen oder vergiften, niemand die Goldfische grillen. Das stand nicht überall dran, das war Konsens. Die Rasenflächen, die zur Landschaftsgestaltung gehörten und deswegen als Rasenflächen nicht zertrampelt werden sollten, wurden bald durch die berühmt-berühmten kleinen Schildchen »Rasen betreten verboten« gesichert.

Das Kultur- bzw. Un-Kulturproblem, der Rocker, war auf Tabubruch gebürstet, war unpolitisch. Da musste schon manch eine Rasenfläche der Kategorie »Bitte nicht betreten« gelegentlich dran glauben. Das führte bei vernünftiger Betrachtung und durchaus zu Recht zu Ärger. Das »Rasen-nicht-betreten«-Schild¹ allen Ernstes als das Symbol eines »böartigen Hoheitsaktes« und einer »repressiven« und »gleichgültigen« Gesellschaft auszumachen, wie es die späteren sogenannten 68er taten, wollen wir großzügig als den Infantilismus verbuchen, der auch zu den Privilegien einer jungen Generation gehört. Man will halt als junger Erwachsener gelegentlich am liebsten genau das tun, was »verboten« ist.

Drogen

Ohne Zweifel, die real existierende und wachsende Liberalität in den Sechzigerjahren produzierte schnell die bis heute immer noch verharmloste Schattenseite eines ungesunden Verhältnisses zu Drogen und zu einem ungesunden Ausmaß an Drogenkonsum, der Ende der Sechziger hoch in Mode kam und dann überschäumte. Der geradezu politisierte Überbau, der damals sogar in den öffentlich-rechtlichen Medien, die noch eine Monopolstellung hatten, in einschlägigen Sendungen verbreitet wurde, gipfelte trotz aller Skepsis, aller Warnungen und aller Kritik unter anderem in der Formel, dass Drogen eine geradezu fantastische Bewusstseinsweiterung politisch, persönlich und natürlich sexuell bewirkten.

Gesellschaft und Staat waren damals de facto so liberal, dass nicht einmal kriminelle Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz adäquat geahndet wurden. Wie sonst ist es zu erklären, dass der Drogenkonsum in den späten Sechzigern und in den Siebzigern ein derartiges Ausmaß annehmen konnte? Wie sonst sollte damals in der angeblich so »repressiven«, »polizeistaatähnlichen« Situation eine derartige Verbreitung des Drogenkonsums überhaupt möglich gewesen sein, wenn nicht ein großes Laissez-faire des Staates an den Tag gelegt worden wäre? In den gelobten Ländern der menschenverachtenden, unrechtsstaatlichen Ostblocksysteme hatte kein Drogendealer den Hauch einer Chance. Nur in

der Bundesrepublik, und vergleichbar in anderen westlichen Ländern, gab es diese Form des Drogenproblems, und zwar aus falsch verstandener Liberalität.

Sexuelle Revolution

Seit Mitte der Sechzigerjahre revolutionierte die für jedermann erhältliche Antibabypille zunehmend das Sexualleben der Gesellschaft. Erste Sexwellen schwappten in den Sechzigerjahren über das Land, der Mini-rock wurde immer kürzer. In Kampen auf Sylt, Timmendorfer Strand, Saint-Tropez und sonst wo sonnte sich die Damenwelt ganz selbstverständlich (an den Textilstränden) oben ohne. Popkultur, Pop-Art, Hippies (Flower-Power) und die sogenannte sexuelle Revolution bewegten die Gesellschaft durch alle Schichten hindurch. Über Pornografie oder die Sexpläden von Beate Uhse regte sich bald niemand mehr auf. Und nicht etwa nur Zeitschriften wie *Playboy* und *Penthouse* warben mit nacktem Busen auf den Titelseiten. Verdammt viel Nacktheit gab es spätestens ab den Siebzigern in den Hochglanzmassenmedien wie *stern*, *Spiegel* usw. Und natürlich auch in der Studentenzeitschrift *konkret*.

Dank des medizinischen Fortschritts schien es eine Weile so, als ob infektiöse Begleiterscheinungen der freien Liebe mit wechselnden Partnern ihren früheren Schrecken verloren hätten. Das machte die Liebe für eine ganze Zeit noch ein Stück unbeschwerter als zuvor und auch als heutzutage.

Der heilige deutsche »Tatort«, der allsonntäglich auch damals schon im Monopolprogramm des Ersten Deutschen Fernsehens über die zunehmend bunt werdende Mattscheibe flimmerte, kam über einige Jahre nicht ohne die wohlgeformten Brüste einer hübschen Frau aus.

Nicht überall war die Liberalität schon angekommen

Der erste Kanzler der Bundesrepublik, Konrad Adenauer, war bei den Westalliierten, die unter eigenen erheblichen Opfern die Menschheit und Deutschland von der Naziherrschaft befreit hatten, und auch vom Staat Israel als Demokrat westlichen Zuschnitts respektiert. Er schwor, gegen den Widerstand großer Teile des linken Lagers, die Bundesrepublik auf den Kurs einer Westbindung ein. Etwas Besseres hätte der Bundesrepublik zu dieser Zeit nicht passieren können. Letzten Endes der besonderen Situation des Kalten Krieges geschuldet, hatte die BRD in dieser Zeit das Glück, ihr berühmtes »Wirtschaftswunder« zu entwickeln.

Nicht nur, aber doch ganz wesentlich wegen der Geldmittel, die aus dem berühmten Marshallplan nach Deutschland geflossen waren, so die gängige Geschichtsschreibung, sei die Bundesrepublik wirtschaftlich so schnell wieder auf die Beine gekommen. Tatsächlich zündete die Marshallhilfe in Deutschland ganz anders als in den meisten anderen europäischen Ländern. Die Griechen bekamen zum Beispiel pro Kopf eine etwas höhere Marshallstarthilfe als die Deutschen, die aber in Griechenland vollkommen versickert ist. Der Wille der Bundesbürger, wirtschaftlich, aber eben auch nicht nur wirtschaftlich neu zu starten, war groß, und das machte die ungeheure Stabilität der jungen Bundesrepublik aus, was einen politischen Wert an sich darstellt.

Die viel beschworene Arbeiterklasse war hochzufrieden und hatte sich bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren von so manch kommunistischer Einwirkung² nicht beirren lassen und bot keinerlei revolutionäres Potenzial für den Protest der Neuen Linken, die sich Anfang der Sechzigerjahre in den USA und auch in Westeuropa zu entwickeln begann. Auch die bürgerliche Gesellschaft war, von avantgardistischen Ausnahmen abgesehen, nicht revolutionsbereit. Das »System« stand für den Umsturz leider nicht zur Verfügung. Das Grundgesetz mit seinen rechts- und sozialstaatlichen Errungenschaften musste seit 1949 zwar noch mit Leben erfüllt werden, aber es trug. Und das Leben in der Bundesrepublik war für die meisten Menschen, die damals noch sehr bescheiden waren, sehr lebenswert. Auch der zweite Kanzler, Ludwig

Erhard, war ein wirtschaftsliberaler weltoffener Politiker, dem die Sozialisierung des Wohlstands, also Verteilungsgerechtigkeit, so wichtig war wie das Leistungsprinzip.

Ohne Frage war die Liberalität der Bundesrepublik nicht überall angekommen. Die katholische Kirche, die sich etwas resistenter gegen die Naziherrschaft erwiesen hatte als die evangelische, die sich später schnell links anbot, war nicht gerade die modernste und liberalste Organisation. Recht und Ordnung in einem tradierten patriarchalen Sinn erwiesen sich als durchaus resistent. Es gab in Deutschland, wie in allen westlichen Ländern, in den Institutionen und auch in vielen Familien tradierte autoritäre Strukturen, deren Zeit allerdings abgelaufen war. Eine allgemeine Anpassung an die überkommene Ordnung war Konsens. Darin unterschied sich die Bundesrepublik nicht von den anderen Ländern des Westens.

Das Heimwesen, in denen Waisenkinder, schwer erziehbare Kinder oder sonst aus dem Raster gefallene junge Menschen lebten, war punktuell wenig menschenfreundlich. Und dies war nicht nur der zwölf Jahre währenden Naziherrschaft geschuldet, sondern Ausdruck einer noch viel älteren, obrigkeitstaatlichen Grundhaltung vieler Menschen, mit der sie schon in die Nazizeit hineingegangen waren. Diese Anpassung an die Obrigkeit war keine deutsche Besonderheit. Auch in Frankreich, Italien, Österreich, England und überall sonst herrschten tradierte gesellschaftliche Hierarchien. Auch dort gab es in den Heimen, aber auch in den Schulen, in Internaten und in vielen Familien teilweise sehr rückständige Strukturen. Die körperliche Züchtigung von Schülern währte in England und Frankreich alles in allem länger als in Deutschland. Und nirgends in der Ersten Welt gab es so viel Leid an den Unterbringungsorten oder Verweilorten von aus der Gesellschaft herausgefallenen jungen Menschen wie in der DDR und den anderen Ländern der Comecon-Staaten. Ganz zu schweigen von den Heimsituationen in Nordvietnam, China, Nordkorea und sonstigen kommunistischen Horrordiktaturen, die damals von der APO als die gelobten Länder gepriesen wurden. Das alles ist keine Freizeichnung für Missstände in der Bundesrepublik. Nur im Namen von Mao Zedong, Ho Chi Minh, Che Guevara, Lenin die Bundesrepublik zerstören zu wollen, um eine menschlichere Gesellschaft zu

formen, das liegt sowohl intellektuell als auch emotional jenseits der Grenze des Komplettirrsinns.

Die Nazis waren, möchte ich einmal in Anlehnung an Hannah Arendt sagen, viel zu banal, als dass sie in zwölf Jahren einen neuen Nazimenschen geschaffen haben können. Es ist also zu billig, die Elterngeneration als Immer-schon-Nazi und Für-immer-Nazi bleibend zu verbösern und dann Jahrzehnte nach Hitler den heldenhaften Widerstandskampf zu zelebrieren. Das war auch nicht sonderlich mutig. Und die Nazi-Karte haben die 68er, historisch gesehen, auch erst zweitrangig gespielt. Ihr erster Ansatz waren Marx und Co., war die kommunistische und sozialistische Revolution. Die Protestkultur oder Unkultur mit einem sehr ähnlichen Ansatz wie in Deutschland gab es auch andernorts im Westen, sogar in Japan, das ich auch einmal in diesem Zusammenhang zum westlichen Kulturkreis rechnen möchte. Die Nazis waren mitnichten der Protestauslöser, aber ein probater Protestverstärker. Die Verfolgung schuldig gewordener Nazis durch den Rechtsstaat Bundesrepublik war eine Mammutaufgabe, die gar nicht so perfekt gelöst werden konnte, wie es moralisch geboten war. Auch im öffentlich-rechtlichen Bereich dachten viele Staatsdiener unmodern. Und natürlich gab es auch noch Schuldige in den Ämtern.

Es war im goldenen Zeitalter der Bundesrepublik der Sechzigerjahre nicht alles Gold, und auch nicht alles, was glänzte, war Gold. Im Vergleich zu anderen westlichen Demokratien stand die Bundesrepublik jedoch nicht nur in Sachen Bildung und Produktivität und Exportleistung, sondern auch was ihre Verfassungsstabilität anbelangt, gut da.

Auch der Rechtsstaat, und der hieß Bundesrepublik Deutschland, funktionierte gut, auch wenn dies für viele Ohren heute ungewöhnlich klingt, da in den letzten 50 Jahren tonnenweise Literatur veröffentlicht wurde, die den Rechtsstaat Bundesrepublik – in den Fünfzigerjahren wegen des KPD-Verbots und der entsprechenden Verfahren gegen Kommunisten, dann wegen der zahlreichen Verfahren gegen die 68er und schließlich gegen die RAF («Stammheim-Prozess« o. Ä.) – in maßloser Weise zu einem regelrecht faschistischen Unrechtsstaat runtermacht.

Unrechtsurteile gibt es. So war zum Beispiel der Freispruch für den Polizisten Karl-Heinz Kurras, der den Studenten Benno Ohnesorg 1967

nach einer Demonstration gegen den Schahbesuch erschoss und Jahrzehnte später als Stasi-Mann entlarvt wurde, sicher mehr als zweifelhaft, aber die Bundesrepublik war deshalb kein Unrechtsstaat. Wenn es eine Zeit gab, in der die Justiz funktionierte, dann waren es die Sechziger- und Siebzigerjahre. Selbst einzelne Richter mit oft unerkannter Nazivergangenheit machten aus der Bundesrepublik keinen Unrechtsstaat. Man schaue sich zum Beispiel die sehr liberale Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes von damals an. Die muss sich in keiner Weise verstecken. Es gab keine Orientierung an der heute allgegenwärtigen politischen Korrektheit, deren Existenz von den Korrekten natürlich geleugnet wird.

Was die Urteile und Verfahren gegen die teils sehr gewalttätigen und terroristischen Spitzenleute der APO und später der RAF und anderer Terrorgruppierungen aus den Siebzigerjahren angeht, weiß man längst, dass die Bundesrepublik bis heute eher moderat agierte und agiert. Tausende von straffällig gewordenen 68ern kamen bereits 1970 in den Genuss einer eigens für sie geschaffenen Amnestie³ ihrer zahlreichen Straftaten, die sie bei den teils massiven Protesten 1967/68 und 69 verübt hatten. Eine Modernisierung des Demonstrationsstrafrechts wurde in die Wege geleitet. Alle Strafen, die unter acht Monaten Haft lagen, wurden amnestiert und damit circa 5000 junge Menschen, die ihre Chance auf den erwünschten Eintritt in den öffentlichen Dienst bereits verspielt hatten, wieder zurück in die Gesellschaft (und eben auch in den Staatsdienst) geholt, was zeigt, wie liberal der Rechtsstaat mit der Protestgeneration schon vor 50 Jahren umging. Auch die Linksterroristen aller Couleur wurden, wie man heute weiß, eher privilegiert behandelt. Es gab sogar die Zusammenlegung von Männern und Frauen, wovon Gefangene weltweit bis heute nur träumen können. Viele RAF-Gefangene wurden trotz schwerer Haftstrafen frühzeitig (privilegiert) begnadigt.

Brauchte die Bundesrepublik also eine »Revolution«? Ich behaupte nein. Ein Systemumsturz war in den westlichen Demokratien gerade nicht angesagt. Er war fehl am Platz, kontraproduktiv. Diese These habe ich am 8. 9. 2007 in einem Artikel für die *Welt am Sonntag* vertreten, wo ich die Frage stellte, die ich auch hier stellen möchte:

»Wo stünde die Bundesrepublik heute, wenn es die Destruktionswut der APO und der 68er, die zwischenzeitlich sogar einmal Bundesregierung waren, nicht gegeben hätte? Die Bundesrepublik in den Endsechziger- und Siebzigerjahren unter den Kanzlern Willy Brandt und Helmut Schmidt stand im Weltranking nicht nur ökonomisch ganz weit oben, sondern auch ideell-politisch in der Spitzengruppe. Die Bundesrepublik hatte im Vergleich zu anderen Staaten ein hohes Niveau, was Bildung und wirtschaftliche Teilhabe aller Bürger anbelangt. Sie war ein stabiler Rechtsstaat, eine stabile Demokratie und ein überbordender Sozial-, Kranken- und Rentnerversorgungsstaat. Vollbeschäftigung war gewährleistet. Die Bundesrepublik musste sich im Kalten Krieg behaupten und stellte sich dem Versuch der Bewältigung der Nazivergangenheit. Die Geschichte muss wieder auf die Füße gestellt werden.«⁴

Diese Frage hat auch Bundestagspräsident Norbert Lammert kurz danach, im Oktober 2007, in seiner Rede⁵ bei der Gedenkfeier für die Opfer der RAF mit Hinweis auf meinen Artikel aufgegriffen.

Das Jahr 68 und die Geschichtsschreibung

Die 68er selber sehen ihr Land, die Bundesrepublik Deutschland, jedoch ganz anders. Sie sehen nicht das von allen Historikern erkannte goldene Zeitalter von 1950 bis 1973 inklusive des kleinen wirtschaftlichen Knicks 1966, sie sehen nicht die Liberalisierung, den Beginn der Reformen in Bildung, Kindererziehung, Frauenemanzipation, die alle schon vor der großen Revolte von 68 in Gang gekommen waren – sie, die noch aktiven oder ehemaligen Lehrer, Politiker, Pastoren, Juristen, Journalisten, Professoren, Kulturbeflissenen und Schriftsteller, sehen und lehren es als eine ganz und gar furchtbare Zeit.

Der Grundtenor aller 50 Jahre alten, in Echtzeit historisierenden 68er-Beschreibungen und -Bewertungen, wie auch ganz aktueller Einordnungen, lautet fast zwanghaft stereotyp, dass die Bundesrepublik in den Fünfziger- und Sechzigerjahren dumpf, schwarz, braun, restaurativ, post- und neofaschistisch, verstaubt, verklemmt, schrecklich, unmenschlich,

autoritär, obrigkeitstaatlich, pseudoidyllisch und für junge Menschen lebenszerstörend gewesen sei, also fast ein Gulag, in dem die Sonne kaum durch die noch braunen Wolken hindurchscheinen konnte.

Diese historische Bewertung ist stets der Auftakt zu den Konglomeraten aus Berichten und Analysen, die dann folgen: Die 68er-Bewegung war notwendig, sie war der große Befreiungsschlag, sie war die Neugeburt der Bundesrepublik, die eigentliche Staatsgründung, die 1949 nur abstrakt im Gesetz gestanden hätte. Die Bücher, Filme, Artikel, Broschüren, Abhandlungen, Dokumentationen, Seminararbeiten, Zusammenstellungen, Kampagnen, die sich mit dem Thema 68, RAF und Co. befassen, füllen das Volumen ganzer Abraumhalden, die in den Bergbaugebieten dazu beitragen, dass sich die Erde senkt.

Darunter gibt es auch viel Kritik an 68, die allerdings letztlich stets der Glorifizierung oder Rettung der ideologischen Irrungen und Wirrungen und Aktionen dient. Der Grund dafür ist simpel: Mit selektiver, freiwilliger Selbstkritik von 68ern an »68« wird sich auseinandergesetzt, darüber wird diskutiert. Kritik von früheren oder späteren Gegnern von 68 wird als 68er-Bashing diskreditiert, ignoriert oder mit Hass verfolgt. Unabhängig davon, ob die 68er selber zugeben, wie es Thomas Schmid, früherer Frankfurter Sponti mit Sympathie für die RAF und später Chefredakteur und Herausgeber der WELT, getan hat, dass die früheren Gegner, konkret Axel Springer, sogar am Ende der Geschichte recht gehabt hätten, während man selber als 68er, der Springer bekämpft hatte, damals falschgelegen habe. Oder ein Peter Schneider, der konzedierte, dass man mit der Glorifizierung der Kulturrevolution in China verdammt falschgelegen habe: Kritik von außen wird als geradezu persönlich und unerträglich empfunden. Oft wird auch versucht, der Kritik den Wind aus den Segeln zu nehmen: Ja, das wissen wir schon lange, dass wir auch Fehler gemacht haben, das ist nichts Neues.

Die Geschichtsschreibung zum Thema der 68er-Bewegung liegt seit 50 Jahren fest in der Hand der inzwischen ebenfalls 50 Jahre älter gewordenen 68er aller Couleur. Auch alle Filme, Theaterstücke, Artikel, Romane, Bilder über das Thema 68, RAF, Alternative Kultur werden von früheren 68ern gemacht. Und diese Geschichtsschreibung beginnt stets mit demselben Märchen:

Es war einmal ein schrecklich' Land namens Bundesrepublik Deutschland. Es herrschte zwar Vollbeschäftigung, und den Menschen ging es so gut wie nie zuvor, aber das war nebensächlich, es brachte niemandem Glück. Die Menschen lebten trotzdem wie aufgezogen, wie »gleichgeschaltet« (Marcuse) in einer kalten furchtbaren Konsumwelt (»Konsumterror«), die sie vollkommen von sich selbst und allem entfremdete, und die Idee, jeden Tag arbeiten gehen zu müssen, war für sie wie Folter. Ein ganzes Leben lang nur arbeiten, womöglich eine Familie haben, kleine Kinder, dieses schreckliche spießige falsche Familienglück, das empfanden sie alles nur als verlogene Enge, als den Horror, dem sie zu entfliehen suchten. Nie wieder wollten sie in einer solchen falschen bösen Idylle leben. Stattdessen wollten sie frei sein und high sein, forever young.

Trotz der anhaltenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur, die mit der Währungsreform begann und erst 1973 endete und die natürlich auch danach noch weiterging, gab es noch Lehrer, die ihre Schüler anbrüllten, und noch Eltern, die sich über lange Haare, Beatmusik und Miniröcke aufregten. Und es gab auch noch Nazigrößen. Allerdings verfügten die über keinerlei gesellschaftliche Relevanz. Auch nicht während der kurzen und regionalen Blüte der NPD im Jahr 1967/68. Und immer wieder muss man betonen, dass die Protestler sich damals für die Nazivergangenheit der Elterngenerationen viel weniger interessiert haben, als sie es im Nachhinein behaupten.

Letztlich, so die 68er-Geschichtsschreibung, ging es allen Menschen in der Bundesrepublik schlecht. Die meisten wüssten es nur nicht, und die 68er sahen es als ihre Aufgabe an, es allen »bewusst zu machen«. Die jungen Leute, die dieses Bewusstsein erlangten, merkten plötzlich, sie haben »einen Hass«, ein Wort, das damals Mode wurde: »Ich hab'n Hass.« Einfach so gegen alles und nichts.

Und dann kamen die Erlöser aus dem Studentenmilieu, die sagten, dass alles ganz anders werden müsse, dass alles besser, freier, heller werden müsse, dass man sich von der Familie, den Eltern, den Autoritäten, dem Chef, der Regierung, von dem Zwang zu arbeiten, von dem Zwang, kleine Kinder zu haben, und von dem Zwang der Ehe, der Zweierbeziehung, befreien müsse und dass man das ab jetzt in die Welt hinausschreien und Aktionen machen müsse, um alle Alten und Jungen und die Regierenden

darauf aufmerksam zu machen, dass ab sofort ein neuer Typus Mensch komme, dass die jüngere Generation alles besser und freier und schöner machen wolle und könne, und natürlich wolle man den Rasen mit dem Betreten-verboten-Schild endlich genüsslich zertrampeln, das sei jetzt politisch. Und dann kam Licht über uns, und das Licht hieß 68.

Die Entstehung der popkulturellen Luxus-Revolution

Wann beginnt »68«? Und was war los in dieser Zeit, als sich ganze Generationen so sehr ihrer Provokationswut, ihrem Hass auf alles widmeten? Als die 68er ihre Utopie eines neuen Menschen, der sie selbst sein wollten und zu dem sie den Rest der Gesellschaft umerziehen wollten, so wichtig nahmen, dass sie dafür die Zerstörung aller Traditionen, der Kultur, der Familie, des Systems und ihrer Gesellschaften nicht nur in Kauf nahmen, sondern großartig fanden und versuchten, diese Zerstörungen durchzusetzen?

Die sogenannte 68er-Bewegung begann Anfang der Sechzigerjahre mit der Entstehung der Neuen Linken, also mit einer neuen kommunistischen Utopie, die sich an China (und Kuba) und nicht mehr an der stalinistischen Sowjetunion (alte Linke) ausrichtete und die sich im Westen mit einer Art popkulturellen Luxus-Revolution vermischte. Eine neue Pop- und Rockmusik und die Erfindung der Antibabypille trafen in der Bundesrepublik auf die erste Nachkriegsjugend, die sich in dem wachsenden Wohlstand und den damit verbundenen individuellen Freiheiten vergleichsweise autonom bewegen konnte. Diese aus dem frühen Wirtschaftswunder stammende »Taschengeld«-Generation profitierte als erste von der Liberalisierungswelle, die der wachsende Wohlstand in die westlichen Demokratien brachte. Fast alle 68er-Köpfe erzählen in ihren zahlreichen Autobiografien schwärmerisch von ihren unbeschweren und behüteten, meist vollkommen unpolitischen Jugendjahren in den Fünfzigern und Sechzigern zwischen Schule, Kinobesuchen, Tischtennis, Skiurlauben und ersten Auslandsreisen und unendlich vielen Privilegien und Freiheiten, die sie dann plötzlich die eigenen Elternhäuser als eng und unverstündlich empfinden ließen.

Während die junge Generation in einen Rausch der Möglichkeiten fiel, geprägt von Mobilität, Geld, Reisen, Stipendien und sagenhaften Karriereaussichten, aber auch von ausgeflipptem Lebensstil und einer völlig neuen Unterhaltungsindustrie, Fernsehern, Plattenspielern, Tonbandgeräten usw., fühlten sich die Eltern womöglich etwas abgehängt und waren vielleicht auch ein wenig neidisch angesichts einer Jugend, die aus ihrer Sicht selber noch gar nichts geleistet hatte. Und die Eltern, die oft Krieg, Vertreibung, Täterschaft und Opfertum erlebt und den Wiederaufbau aktiv betrieben hatten, verstanden das Lebensgefühl ihrer eigenen Kinder plötzlich nicht mehr.

Ein Song wie »House of the Rising Sun« von einer Band, die sich die »Animals« nannte und 1964 auf Platz 1 der internationalen Hitparaden stürmte, sprengte das Vorstellungsvermögen und regelrecht das Wertesystem der Eltern, und zwar aller Eltern, ob kapitalistisch, kommunistisch, evangelisch, katholisch oder einfach nur bürgerlich, ob arm oder reich. Eben hatte die ältere Generation noch Elvis Presley und Chuck Berry »überlebt«, die die Welt gerockt und die Subkultur amerikanisiert hatten, da fegte in den Sechzigerjahren ein Musik-Tsunami über das Land: die Rolling Stones, die Beatles, die Protestsongs von Bob Dylan bis Joan Baez, The Doors, Genesis, Jimi Hendrix, Pink Floyd usw. Die Namen der unzähligen Superstars und legendären Superbands, die in jener Zeit Weltruhm erlangten, sind bekannt.

Wie vermutlich immer in der Menschheitsgeschichte werden in den Subkulturen und in den Subavantgarden von den Künstlern, denen das einfache Lied nicht mehr reicht, gern auch Oppositionsgedanken oder -attitüden, auch Revolutionsgedanken und überhaupt der Aufbruch zu unbekanntem Ufern in die Texte eingewoben – da ist dann auch viel politische Anmaßung und Großtuerei in diesen Songs, die man nicht mit politischer oder moralischer Substanz verwechseln darf. »Revolution«, »Legalize It«, »Lucy in the Sky With Diamonds«, »I Shot a Man in Reno Just to Watch him Die«, oder später: »We don't Need no Education«: Weltrettungslieder, Revolutionslieder, Liebes- und Sexlieder, Rachelieder gibt es tonnenweise, man darf sie allerdings nicht allzu naiv für bare Münze nehmen.

Die Musik machte nicht nur Höllenspaß und schuf bei vielen jungen Erwachsenen eine Art spätpubertäres, sehr luxuriöses Verbundenheits-

gefühl gegenüber der ältere Generation, und zwar ganz unabhängig davon, ob die eigenen Eltern verständnisvoll oder verständnislos waren. Diese neue Musik und ihre allgemeine Zugänglichkeit über eigene Schallplatten und Plattenspieler, die ansonsten aber auch in jeder Kneipe zu hören war, schufen nicht nur globalisierte Gemeinsamkeiten, sie erzeugte auch ein kollektives Lebensgefühl von recht haben, einer wilden ursprünglichen Unschuld und einer höheren Weisheit, wie das Leben funktioniert oder wie es zu funktionieren hätte. Die Musik erzeugte Euphorie, Erleuchtungsmomente, Aufbruchenergien, Allmachtsfantasien, ein über sich Hinauswachsen, Glück, Liebesgefühle, Freude, aber auch Depression, Wut und Hass, eben alles, was Musik mit solchen gewaltigen Effekten, die mit einem Mal möglich waren, bewegen kann. Und sie erzeugte eben auch schon sehr früh überbordende Protestfantasien.

Die Musik, die wir alle lieben und die unser aller Lebensgefühl heute beeinflusst und die das Leben verstärkt, verschönert, bereichert und lebenswerter macht, war eben noch nie zuvor in einem so allgemein zugänglichen Maße in jedem Jugendzimmer, in jeder Boutique und in jeder Diskothek vorhanden gewesen, und damals war die enorme Wirkung der Musik, mit der heute alle lässiger umgehen, noch vollkommen unbekannt. Damals trafen die plötzlich überall zugängliche Musik und dann auch die Drogen unmittelbar, ungefiltert und ohne jede Erfahrung der Menschheit bis dahin auf die Sinne der Jugend. Allerdings hatte die Jugend der Sechzigerjahre in Deutschland die neue Musik nicht in England und Amerika »bestellt«, um gegen die Eltern zu protestieren, sie hatte den Sound der E-Gitarre, der die Hörgewohnheiten der älteren Generationen quälte, nicht erfunden: Der musikalische Zug der Zeit riss die Jugend mit, die sich in eine Protesthaltung hineinsingen ließ und hineinsang.

Die Jugend war vor allem Konsument und Profiteur technischer Revolutionen mit Massenverbreitungsfaktor, die die Voraussetzung für eine harmlose, aus Überschwang geborene westliche Kulturexplosion war, an der viele dann kreativ teilnahmen. Diese hatte allerdings nichts, aber auch gar nichts mit der mörderischen »Kulturrevolution« zu tun, die sich seit 1966 zeitgleich in China abspielte und die nichts anderes war als die nächste Säuberungswelle des großen Vorsitzenden Mao Zedong.⁶

Auch die späteren Generationen in Deutschland lebten in ihren musikalischen, filmischen und modischen Welten und bald globalen Reisen ohne Grenzen – alles wunderbar, wenn es nicht zu jener realitätsfernen politischen Selbsterhöhung gekommen wäre, wie es den 68ern, die diesen Rausch als erste Generation erlebten, passiert ist. Die 68er-Ideologie, die viele Menschen in den Jahrgängen von 1928/29 (zum Beispiel Hans Magnus Enzensberger) bis 1958, die letzten Jahrgänge hatten den 68er-Code bereits als 10-Jährige als ihr Lebensgefühl adaptiert, mitriss, hat die Selbstüberhöhung dieser Generationen, die erste und letzte wahre Jugend mit Durchblick gewesen zu sein, lebenslänglich perpetuiert, und das hängt gewiss auch damit zusammen, dass sie die ersten Generationen waren, die auf eine sehr autonome Weise ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit von den Eltern ausleben konnten.

Das politische Schwarz-Weiß-Denken in seiner primitivsten Ausprägung wurde durch dieses bunte und geile Musik-Film-Mode-Wohlstandslebensgefühl vervielfältigt, und es entstanden politische Gewissheiten weitab von jedem Wissen, das auch gar nicht mehr gefragt war.⁷

Nichts, aber auch gar nichts, was das Paradies, in dem sie lebten, ausmachte, hatten diejenigen, die in den Sechzigerjahren Jugendliche oder Studenten waren, selbst erschaffen. Aber sie waren die Nutznießer. Die meisten mussten die Musik nur noch hören, die Italo-Western nur noch sehen, die Mode nur noch kaufen, die einige wenige Stars machten. Sie mussten nur noch ein bisschen Geld von den Eltern kassieren oder ziemlich leicht verdienen, um in alle Welt reisen zu können oder sich viele Leben hintereinander, eins in Indien, eins im Drogenrausch, eins an irgendeiner Uni oder später in irgendeiner politischen Szene leisten zu können.

Warum wollte diese im Wohlstand aufgewachsene Generation das System, den Kapitalismus, die Bundesrepublik zerstören und den Menschen, die ihr Glück in dieser Bundesrepublik machen wollten, das Paradies rauben und einen nebulösen »Neuen Menschen« kreieren, der sie selber in keiner Weise waren?

In diese tanzende, sich popkulturell aufladende Welt der Sechzigerjahre, in der die Menschen einen außerordentlich gemütlichen und kulantem Umgang auch im Geschäftsleben miteinander pflegten, in eine

Welt, die schier ausflippte vor Aufstiegschancen und Geld, platzten unter dem Schutzschild des atomaren Gleichgewichts des Schreckens im Kalten Krieg die ersten Livebilder von (damals noch als exotisch empfundenen) Revolutionsführern wie Fidel Castro und Che Guevara (beide Kuba), Lumumba (Kongo) bis hin zu Mao Zedong (China) und Ho Chi Minh (Vietnam) oder auch Nasser (Ägypten) sowie dem Schah von Persien als Gegenpol.

Die afrikanische Entkolonialisierung, die Bewegungen in Lateinamerika und eben auch der zunächst französisch-vietnamesische Krieg in Indochina, wie Vietnam damals noch hieß, oder der Nahostkonflikt, die Entwicklung in Persien (Iran), um nur einige Beispiele zu nennen, bewegten die frühen 68er, die damals noch gar nicht so hießen.

Während die Bundesrepublik ihren Weg zur Demokratie auf gesichertem wirtschaftlichem Boden beschritt, tobte nicht nur der Kalte Krieg unter dem Dach des beiderseitigen Schreckens der Atomwaffen der Sowjetunion und Amerikas, sondern die globale politische Lage änderte sich dramatisch. Die Sowjetunion, besser die Menschen, die in der Sowjetunion lebten, mussten mit dem unmenschlichen Erbe eines gewissen Josef Stalin, 1953 gestorben, fertigwerden. Das Sowjetsystem, das 1989 zusammenbrach, war ein unrechtsstaatliches, menschenverachtendes Konglomerat, ein Vielvölkerstaat mit einer kolonialen Unterdrückungspolitik aus Moskau, eben eine waschechte, menschenfeindliche Diktatur.

Im Riesenreich China hatte der große Führer Mao Zedong seine Macht mit mörderischen Methoden ausgebaut. In seinem Großen Sprung nach vorn von 1958 bis 1961 schickte er innerhalb kürzester Zeit an die 30 Millionen Menschen in den sicheren Hungertod. Und er baute mithilfe sowjetischer Experten ein eigenes Gulagsystem, die sogenannten Laogai-Lager, ein gigantisches Umerziehungs-Zwangsarbeitslager-System, in dem, über ganz China verteilt, Millionen und Abermillionen von Chinesen verschwanden, gequält und ermordet wurden und in dem seit nunmehr 60 Jahren immer noch Massen von Menschen verschwinden, wobei die Zahlen der dort Umgekommenen bis heute von der KPCh geheim gehalten werden. Haben Sie von diesen chinesischen Gulags, die alle Gulags übertreffen, schon einmal etwas gehört? Oder wirkt die 50-jährige Omertà⁸ der Protestbewegungen im Westen so perfekt, dass niemand das

Wort »Laogai« (Reform durch Arbeit) oder auch »Laojiao« (Umerziehung durch Arbeit)⁹ – 2013 wurde dieser Ausdruck übrigens in China formell abgeschafft – diese Worte überhaupt kennt?

Mit Maos Kulturrevolution (1966–1976), die zu einem wesentlichen ideologischen Treibsatz für die Protestbewegungen im Westen und in der Dritten Welt wurde, kamen weitere Millionen Opfer, auf grausame Art ermordet, hinzu. Die Crux: Die mörderische chinesische Kulturrevolution wurde im Westen in einer furchtbaren Weise mit der eigenen popkulturellen Luxusrevolution gefühlsmäßig und kopfmäßig verwoben, und dies auf eine grausam artifizielle Weise. Es ist ja nicht so, dass man über China nichts wusste.¹⁰ Und seit sich der große Mordrausch des Irren Mao Zedong nicht mehr leugnen lässt, schleichen sich Maos Westjünger feige aus ihrer Verantwortung.

Und immer war sie dabei, die klare, ganz einfache Schwarz-Weiß-Sicht auf die Welt. Auch die kommunistische Unterwanderung Westdeutschlands durch die DDR¹¹ half, den Boden für eine öffentliche Darstellung der politischen Verhältnisse in Deutschland und auf dem Globus und überhaupt zu bereiten. Die Leichtigkeit des süßen Lebens ließ bei vielen den Gedanken sprießen, warum nicht auch mal Revolution machen, um dem eigenen Leben einen Sinn einzuhauchen.

Das westliche Leben, der in den Fünfzigerjahren noch so bewunderte »American Way of Life« avancierte, mit Rockmusik untermalt, genüsslich zum Feindbild. Anti-Kapitalismus, Anti-Imperialismus, Anti-Kolonialismus, der neue linke Anti-Amerikanismus, der aus den USA selbst importiert wurde, und der Anti-Rassismus – all diese Worthülsen, die Mao Zedong jahrzehntelang im Munde führte – wurden gleichgesetzt. Die Dritte Welt wurde zum Fetisch und Mao zum Führergott der Neuen Linken.

TEIL I

Auf dem Höhepunkt
von 68

März 1968: Umzug nach Berlin

Der Ausflug zu unseren Tanten Holde und Renate, die wir schon so oft in Freiburg und jetzt das erste Mal in Eppenhain im Taunus besucht hatten, ging zu Ende. Es war Mitte März 1968. Unsere Mutter stand mit ihrem neuen blauen R4 vor der Tür, um uns abzuholen. »Wir fahren jetzt nach Berlin, da wird es euch gefallen«, sagte sie zu meiner Schwester Regine und mir, während wir ins Auto stiegen. »Ab jetzt wohnen wir nicht mehr in Hamburg.« Auf der Fahrt erfuhren wir, dass sie sich von unserem Vater Klaus Rainer Röhl getrennt hatte und sich nun scheiden lassen wollte. Papi wohnte weiter in unserem Haus in Hamburg-Blankenese, und wir würden ihn erst mal nicht sehen.

Irgendwie hatten wir uns ja so was schon gedacht. Denn unsere Abreise aus Hamburg drei Wochen zuvor war ja schon einigermaßen beeindruckend gewesen: Unser Vater war morgens noch im Bademantel hinter Mamis Auto hergelaufen und hatte geschimpft, dass wir in Hamburg bleiben sollten. Ulrike Meinhof hatte uns nach Hannover gebracht, wo wir von Tante Holde in Empfang genommen wurden. Unsere Mutter war direkt nach Berlin weitergereist.

»Das Beste«, sagte sie, »ihr kriegt jetzt jede ein eigenes Zimmer.« »Und«, so erzählte sie weiter, es gebe in Berlin ganz viele »Genossen«, die sich auf uns freuten. Das Wort »Genosse«, das wir von unserer Mutter zukünftig noch sehr häufig hören sollten, war mir nicht geläufig. Ich habe aber meine Mutter erst viel später gefragt, was denn ein Genosse ist.

Das alles hörte sich neu und aufregend an. Aus meiner Sicht hatten sich meine Eltern bis zu unserer Abfahrt am 20. Februar noch nahezu perfekt verstanden, von ein paar Streitigkeiten abgesehen. Unser Vater und eigentlich auch unsere Mutter – die allerdings seit Anfang Januar in Berlin und kaum noch zu Hause gewesen war – waren ganz im Gegenteil in den letzten Monaten und Jahren besonders guter Laune gewesen. Auch gemeinsam.

Die Auflage der linken Zeitschrift *konkret*, dessen Eigentümer, Verleger und Chefredakteur mein Vater war, war in den letzten Monaten und Jahren rasant gestiegen. Er hatte neue Mitarbeiter gefunden, die Studentenunruhen in Berlin, die in *konkret* seit 1966 dokumentiert und beschrieben wurden, puschten die frühere Studentenzeitung in immer neue Auflagenhöhen hoch. Angesichts des großen Erfolges dachte er seit Anfang des Jahres darüber nach, das Monatsblatt bald 14-tägig erscheinen zu lassen.

Konkret war im Laufe des Jahres 1967 zu dem Blatt der außerparlamentarischen Opposition (APO) geworden, und er, Klaus Röhl, war der Chefredakteur des Ganzen und zusammen mit seiner Ehefrau, unserer Mutter, der Chefkolumnistin der Zeitung, nicht nur in APO-Kreisen in Berlin ein Faktor, sondern eben auch in den Medienkreisen in Hamburg, in denen *konkret* als kleiner avantgardistischer Mitspieler neben den großen Medien wie *Spiegel*, *stern* und *ZEIT* doch schon irgendwie bestehen konnte. Jedenfalls sah es damals so aus.

Dazu kamen das neue Haus, eine Villa in Blankenese, die sich meine Eltern als »außerparlamentarische Linke« mit kommunistischem Einschlag jetzt plötzlich leisten konnten, sowie der Stolz und der Spaß, Teil eines sehr illustren Partykreises mit einer Menge bekannter Gesichter zu sein. Fast zwei Jahre lang hatten meine Eltern sich auf Partys in Blankenese und in Kampen auf Sylt getummelt, bei denen alle Mediengewaltigen zugegen waren, die damals in linksliberalen Kreisen Rang und Namen hatten, und sie hatten viele Freunde gefunden, berufliche und private Kontakte geknüpft und sich, so sah es aus meiner Sicht aus, mächtig wohlgefühlt. Sie hatten uns Kinder auf die meisten Partys mitgenommen, wo wir mit vielen anderen Kindern anderer Partygäste spielten.

Der spätere SPD-Politiker Freimut Duve und seine damalige Frau Gulna Duve gehörten ebenso dazu wie Joachim Fest, damals Chefredakteur des Fernsehmagazins »Panorama«, der sich in seinen späteren Memoiren an seine zahlreichen Begegnungen mit Ulrike Meinhof erinnerte. Der Enkel des Verlegers Ernst Ledig Rowohlt, Harry Rowohlt, war genauso dabei wie FAZ-Literaturchef Karl Heinz Bohrer, der Literaturkritiker der Süddeutschen Zeitung Reinhard Baumgart, Schwager der Salonlöwin und Reederstochter Hexi Hegewisch, die ihrerseits einen eigenen Partykreis unterhielt.

Da waren der damals noch sehr junge Manfred Bissinger mit Frau und Kindern, der es bald zum zweiten Mann im *stern* brachte, und der Lektor und spätere *ZEIT*-Feuilletonchef Fritz J. Raddatz. Marcel Reich-Ranicki, damals noch Mitarbeiter bei der *ZEIT*, der Sex-Aufklärungsguru Oswald Kolle, der seine Partys gerne in seinem Haus in Kampen gab, und viele, viele mehr. Im weiteren Umfeld dieser Partykreise tauchten auch Rudolf Augstein, Günter Grass und Martin Walser auf. Alles Leute, die sich später wohlwollend an meine Mutter erinnerten (und meistens weniger wohlwollend an meinen Vater), wie sie im schönen Sommer 1967, noch als *konkret*-Kolumnistin, mit ihnen auf Partys getanzt hatte.

Doch das alles war nun erst einmal vorbei. Das war der Sinn dessen, was meine Mutter uns auf dem Weg nach Berlin erklärte. Mitten auf dem Höhepunkt des Erfolges hatte sich mein Vater, so deutete es meine Mutter jetzt an, in eine andere Frau verliebt, und zwar in Danae Coulmas, wissenschaftliche Assistentin im Romanistik-Seminar an der Uni Hamburg und Ehefrau des NDR- und späteren WDR-Rundfunkredakteurs Peter Coulmas. Es waren Freunde aus den Partykreisen, und mit ihren Kindern Timon und Diana hatten wir Zwillinge uns angefreundet. Unser Vater hatte diese Affäre wohl relativ rücksichtslos gegenüber unserer Mutter zelebriert und ausgelebt.

Auf das Ultimatum meiner Mutter Anfang Januar («Danae oder ich, du musst dich entscheiden») nach einer missglückten Silvesterfeier, auf der er mit Danae vor aller Augen »durchgebrannt« war, wie viele der Anwesenden später zu berichten wussten, hatte er nicht reagiert. Als ich meinen Vater 1996 nach diesem Ultimatum fragte, antwortete er erwartungsgemäß: »Ich dachte damals gar nicht daran, meine Beziehung zu Danae aufzugeben, ich war ja gerade mitten in der allerschönsten Verliebtheit. Ich wollte mit Ulrike als Ehefrau, als Kollegin bei *konkret* und als Mutter von euch Kindern zusammenbleiben, aber das mit Danae akzeptierte sie nicht.«¹²

Danae kannten wir, aber von dieser Affäre wussten wir Kinder nichts, obwohl wir gesehen hatten, dass sich die beiden Ehepaare immer nähergekommen waren.

Und nun hatten sich meine Eltern also getrennt. Vielleicht kam mein Vater ja später nach, dachte ich noch, oder auch: Wer weiß, vielleicht

kehren wir ja auch bald mit unserer Mutter nach Hamburg zurück. Familie Coulmas, so hörten wir, war in diesen Wochen ebenfalls aus Hamburg weggezogen, sie lebten jetzt in Köln, da Peter Coulmas ein Angebot des WDR angenommen hatte. Danae war dann womöglich gar nicht mehr länger die Freundin unseres Vaters? Wir wussten es nicht.

Meine Mutter hatte kurz nach ihrer Ankunft in Berlin an Peter Coulmas geschrieben:

Lieber Peter, [...] ich will nur sagen, dass ich tatsächlich ausgewandert bin. Der Entschluss, es wirklich zu tun, war ganz befreiend. [...] Ich weiß nicht, wie ich anders als abrupt hätte weggehen sollen. Aber abrupt ist ja nicht gleich aus heiterem Himmel. Der war schon längst nicht mehr heiter. Ich fühlte mich längst ganz schön nass und durchgefroren. [...] Aber ich habe auch schon eine neue Wohnung in Berlin mit etwas Garten. Ganz prima für unsere Bedürfnisse. Müssen nur noch ein paar Handwerker rein. Damit kenne ich mich ja aus. [...] ¹³

Peter Coulmas und seine Frau Danae hatten das Agreement, dass sie beide andere Partner haben durften, aber weiter unter einem Dach mit ihren Kindern zusammenleben wollten. Deshalb war Peter Coulmas von der Liaison Danae/Klaus nicht in gleichem Maße erschüttert wie Ulrike Meinhof.

Goßlerstraße 3

Inzwischen war ich gespannt, wie die Wohnung wohl aussieht, und dann standen wir in der Eingangstür im ersten oder zweiten Stock eines großen Berliner Mietshauses in der Goßlerstraße 3. Alles war hell, und ich sah sofort einige Möbel und Lampen und auch Bilder aus Hamburg, die unsere Mutter offenbar geholt hatte. Es war eine schöne Wohnung mit vier Zimmern, die mir sehr gut gefiel, doch gleichzeitig hatte ich das erste Mal Heimweh nach unserem Haus in Blankenese, in das wir ja auch vor Kurzem erst eingezogen waren. Hier stand noch nicht alles an seinem Platz, und es gab auch noch viele Umzugskisten, die Bilder lehnten an

den Wänden. Aber die Schreibmaschine unserer Mutter, die immer ein wichtiger Gegenstand in unserem Leben war, befand sich an ihrem Platz auf ihrem Schreibtisch.

Und dann stand ich in »meinem« Zimmer und meine Schwester in »ihrem« Zimmer, aber Regine und ich waren uns sofort einig, dass wir in *einem* Zimmer gemeinsam schlafen wollten. Es kostete uns einige Kraft, unsere Mutter zu überreden. Und dann fanden wir es ganz toll, dass wir neben einem Schlafzimmer auch noch ein Spielzimmer hatten.

Am nächsten Morgen stellte unsere Mutter uns die neue Haushälterin vor, eine ältere Dame mit einer großen Schürze. Sie stand in der Küche und begrüßte uns ganz herzlich. Sie kam dann ziemlich regelmäßig fast täglich ein paar Stunden, machte sauber, kaufte ein und kochte oft das Mittagessen. Ich habe später viel Zeit mit ihr in der Küche verbracht und mich mit ihr unterhalten und bei der Küchenarbeit zugeschaut. Ein Kindermädchen wie in Hamburg, sagte meine Mutter, habe sie noch nicht gefunden, aber sie engagiere schon bald eins.

An unserem ersten Tag in Berlin hatte sie sich aber extra Zeit genommen, um uns alles zu zeigen und ein bisschen von Berlin zu erzählen. Erst mal bekamen wir etwas Geld und sollten uns in dem kleinen Lädchen auf der anderen Seite der großen Schnellstraße etwas kaufen, das war wohl auch eine kleine »Beschäftigungstherapie«. Es gab eine große Belehrung über die Gefahren der Straße, die wir überqueren mussten, und über die Baustelle, die da war. Diese Baustelle hatten wir noch nicht gesehen, aber die Dampfmaschinen konnte man von unserem Wohnzimmerfenster aus schon besichtigen und hören. Mich störten diese Höllmaschinen gar nicht mal so doll, aber ich merkte, dass unsere Mutter nur begrenzt amüsiert war. Sie nahm uns das heilige Versprechen ab, nur bei Grün über die Straße zu gehen. Und dann marschierten wir los. Unser erster selbstständiger Ausflug in einer großen Stadt! Ein paar Schritte, und ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die größte Baustelle der Welt, so hat sich das Bild bei mir, der Fünfjährigen, bis heute eingepägt. Die Eichenallee – von Eichen keine Spur mehr, heute die Bundesstraße 1, Berlin–Potsdam – war schon vor dem Krieg vierspurig ausgebaut worden, und jetzt sollte sie in das System der Berliner Stadtautobahnen integriert werden. Ein riesiger Sand- und Geröllhaufen und

viele große Maschinen brachten die Straße und die Gegend in ihre heutige Form, und mittendrin schlängelten sich ein paar Fahrspuren für die Autos, und da war irgendwo auch eine Ampel, an der wir uns festhielten. Und irgendwann konnte man auch das Lädchen sehen, und wir steckten unser Geld in einen Kaugummi-Automaten.

Direkt neben dem Laden befand sich eine Esso-Tankstelle, so lang und so breit, wie ich noch nie eine gesehen hatte, und oben auf dem Dach konnten wir nun von ganz nah das Tigermotiv sehen, das uns noch größer vorkam als die Tankstelle: »Pack den Tiger in den Tank!« Mit dem Spruch hat der Ölkonzern damals geworben.

Der Rückweg gestaltete sich etwas schwieriger, denn wir konnten unser Haus hinter den Sandbergen nicht sehen, und die Ampelanlage stand etwas ungünstig, aber wir waren ja zu zweit, und mit Zwillingasmus haben wir es dann geschafft.

Was ich in all der Aufregung übersehen hatte: Neben dem Gartenweg zur Hauseingangstür stand eine Hundehütte, in der auch tatsächlich ein Hund angekettet war, und dieser Hund machte einen Höllenlärm, als wir jetzt wieder zurückkamen. Und das blieb so, bis wir ein Jahr später wieder auszogen. Mir wurde gesagt, dass Hunde aufhören würden zu bellen, wenn man keine Angst vor ihnen hat. Entweder der Hund hat nie gemerkt, dass ich fortan keine Angst mehr hatte, oder ich habe nicht gewusst, wie man es einem Hund begreiflich macht, dass man keine Angst mehr hat. Sein Herrchen, das wir erst ein paar Tage später zu Gesicht bekamen, war unser Vermieter, der den Vierbeiner gerade Richtung Wachhund ausbilden wollte. Er erfüllte alle horrormäßigen Klischees von Hausmeistern und Meckertanten aus dem Gripstheater. Er kämmte jeden Grashalm, lief, obschon der Eigentümer des Hauses, in einem grauen Kittel herum und moderierte jeden menschlichen Laut auf piano herunter. In meine Erinnerung hat sich vor allem eingepägt, was unsere Mutter über ihn sagte. Ein paar Monate später schrieb sie launig an Familie Gelbhaar, alte Bekannte aus Weilburg:

[...] Und weil ich pünktlich meine hohe Miete zahle, wird auch mein Hauswirt sich hüten, zu begreifen, wes Geistes Kind da in seiner Wohnung sitzt, wo er doch überall erzählt, er würde es nie dulden, daß ein Linker

bei ihm wohnt. Aber er würde sowieso am liebsten alle rausschmeißen. Er haßt Mieter – sie wollen nur alles kaputt machen. Das Sein bestimmt außer im Vulgärmarxismus auch noch bei Hausbesitzern das Bewußtsein.«¹⁴

Über Berlin schrieb sie:

In Berlin lebt es sich leichter als in Hamburg. Die netten Leute zeigen hier leichter, daß sie nett sind. Man trifft sie nicht nur auf Parties. Sie verstecken ihr Privatleben nicht so und mimen nicht so glatte Oberflächen. Das finde ich schön.

Bald fuhren wir zu dritt zur Berliner Mauer und erhielten einen Vortrag darüber, dass man da nicht rüberkann und dass die Schuld eigentlich nicht die hätten, die die Mauer gebaut haben, und dass die Stadt Berlin geteilt sei. So kompliziert wie die Erklärung sah diese Steinwand eigentlich gar nicht aus, aber ich fand sie beeindruckend. Gewiss fielen die Worte DDR und Kommunismus, wenn ich meine Mutter richtig einschätze, aber in meiner Vorstellung endete Berlin an dieser langen Mauer, die ich gerade gesehen hatte. Berlin sei die größte Stadt Deutschlands, hörte ich, und weiter ging die Fahrt zum Kudamm und zur Gedächtniskirche. Nun hörten wir etwas vom »Zweiten Weltkrieg« und von Bomben, die gefallen seien. Ich versuchte, besonders intensiv zuzuhören, aber irgendwann habe ich abgeschaltet und erinnere nichts mehr.

Und dann kam unser erstes Berliner Kindermädchen, die 21-jährige Germanistikstudentin Sabine Zurmühl, später Mitbegründerin der ersten Frauenzeitschrift Deutschlands, *Courage* (erschien vor Alice Schwarzers *Emma*), später Filmemacherin und heute »freie Mediatorin«.¹⁵

Anders als unsere Kindermädchen in Hamburg kam Sabine nur nach Verabredung ein paar Stunden, und in diesen Stunden haben wir Ausflüge gemacht, gespielt und auch Lehrreiches absolviert und viel Spaß gehabt. Gelegentlich wurde Sabine auch von unserer Mutter mit Beschlag belegt und nach den Verhältnissen an der Uni, nach dem Studentenleben, nach den Einkaufsmöglichkeiten für Klamotten befragt, wie mir Sabine später erzählte.

Ulrike Meinhof auf der Suche nach einem neuen Mann

Zu jener Zeit, als Ulrike Meinhof meine Schwester und mich in ihre neu angemietete Wohnung holte, befand sich die noch vom SDS geführte APO auf ihrem Zenit. Seit Anfang Januar 1968 war unsere Mutter wegen eines Filmauftrages des Senders Freies Berlin (SFB) über den Tod von Benno Ohnesorg ununterbrochen auf Achse gewesen. Dann schienen ihr die Ereignisse um die APO offenbar so dicht und einzigartig, dass sie allenfalls nur noch für Stippvisiten in Hamburg vorbeigeschaut hat. Sie besuchte die drei Anti-Springer-Veranstaltungen, die in die 68er-Historie eingegangen sind, die Vorbereitung des Springer-Hearings am 1. Februar 1968, das Springer-Hearing am 9. Februar 1968 und den Internationalen Vietnamkongress am 17. und 18. Februar 1968 im Audimax der TU Berlin, und nebenbei absolvierte sie noch ein wahnsinniges Pensum, indem sie fast schon aktionistisch zahlreiche Genossen besuchte.

Ulrike Meinhof machte sozusagen ihre Hausbesuche bei den Genossen und nahm uns wie selbstverständlich dabei mit. Wir waren ständig unterwegs, und das Hauptwort, das ich aus jener Zeit erinnere, war »Stadtautobahn«. Die war irgendwie immer verstopft, Baustelle, oder es gab Umleitungen. Berlin schien mir nie wieder so groß wie in jener Zeit. Die Genossen und APO-Größen wohnten offenbar weit verstreut in dieser riesigen Stadt. Meine Schwester und ich saßen ewig im R4 und gingen dann abends bei den Genossen herum. Und unsere Mutter diskutierte. Meistens spielten wir in irgendeinem Nebenzimmer oder schliefen auf irgendwelchen Sofas ein.

Wenn wir in Hamburg mit unseren Eltern Freunde besuchten oder auf Partys waren, war das alles viel eleganter, societymäßiger und cooler gewesen, und die Leute hatten viel beständiger etwas miteinander zu tun. Jetzt in Berlin gab es eine ganz andere Stimmung. Man war sofort per Du, auch wenn man sich nicht kannte, die Leute benahmen sich ein bisschen aufgekratzt und auch so, als seien sie schon Freunde seit Jahrzehnten, und alle gaben sich apo-mäßig bewegt und furchtbar offen.

Hinter der gespielten Lässigkeit dieser Linksintellektuellen steckte auch eine Menge Anstrengung, nicht den Zug der Zeit zu verpassen. Für

uns als Kinder war das damals nur ein vages Gefühl. Aber ich weiß noch, dass für mich an diesen Diskutierbesuchen irgendetwas nicht stimmte. Weder waren sie so privat, dass man sich bei Freunden einen schönen Abend machte oder auf eine Party ging, noch waren es rein berufliche Kontakte, indem es etwa um ein Interview, ein Hintergrundgespräch für die journalistische Arbeit ging. Es ging eher um irgendetwas, das meine Mutter politisch erzwingen wollte, darum, wie es weitergehen sollte, letzten Endes um die Revolution. Einzig mit dem Germanisten, Schriftsteller und Agitator Bahman Nirumand gab es eine gewisse persönliche Freundschaft und deswegen auch eine gewisse Gelassenheit meiner Mutter. Bahman Nirumand hatte mit seinem Buch »Persien, Modell eines Entwicklungslandes oder Die Diktatur der Freien Welt«, mit einem Vorwort von Hans Magnus Enzensberger, im Juni 1967 das große Interesse der Studenten für die Angelegenheiten des Schahs und für Persien überhaupt erst geweckt. Seine Rede einen Tag vor dem Schahbesuch in Berlin hat die Studenten ganz sicher mit dazu angeheizt, gegen den Schah von Persien zu demonstrieren. Es war jene Demonstration, auf der Benno Ohnesorg vom heimlichen Stasi-Mann und West-Polizisten Kurras erschossen wurde. Dieser Bahman Nirumand war also einer der APO-Freunde meiner Mutter, den sie bewunderte und, wie manche sagten, verehrte. Sie glaubte, dass dieser junge Mann – er war damals 32 Jahre alt – nach dem Sturz des Schahs neuer Chef eines befreiten Persien werden würde. Sie sah in ihm den Schah-Nachfolger, demokratisch-sozialistisch, versteht sich. Für uns Kinder nicht ganz leicht: Unsere Mutter war damals eine irgendwie einsame 33-jährige Frau, die sich in den schon bestehenden Berliner Kreis der APO-bewegten etablierten Intellektuellen ein bisschen hineindrängte, die Freunde suchte und natürlich latent, wenn auch nicht offen zugegeben, auch einen neuen Mann.

Mitten in der Vorbereitungsphase des legendären Internationalen Vietnamkongresses in Berlin, eines studentisch organisierten Events gegen den Vietnamkrieg, der zu diesem Zeitpunkt das wichtigste Thema der rebellierenden Studenten war, war Ulrike Meinhof in der SDS-Zentrale am Kurfürstendamm aufgetaucht und hatte mit der Chefclique der

sogenannten Antiautoritären gesprochen, mit Bernd Rabehl, Christian Semler, Rudi Dutschke und einigen anderen.

Die Berliner SDS-Zentrale war zu diesem Zeitpunkt die wichtigste Schaltstelle der APO, die allerdings nie eine Organisation im klassischen Sinn war. Die APO formierte sich aus der allen gemeinsamen Revolutionslust. Und seit dem Herbst 1967 hatte die Dutschke-Fraktion im SDS, nicht gewählt und nicht ernannt, die Führung der APO übernommen. Hier wurde die Musik gemacht. Und es gab zwei beherrschende Themen: Vietnam und die Kampagnen gegen den Springer-Verlag, die in dieser Zeit intensiv und teils tatkräftig vorbereitet wurden.

Dutschke und meine Mutter kannten sich schon, da er seit einiger Zeit für *konkret* schrieb und häufiger bei uns zu Besuch gewesen war, erst in Lurup und dann in Blankenese. Meine Eltern waren beide mit ihm befreundet, und ich war auch ein großer Fan von ihm, weil er mich gern auf seine Schultern hob und mit mir durch den Garten trabte und mir dabei etwas Wichtiges »beibrachte«: Natürlich die Revolution. Und obwohl ich nichts verstand, Dutschke mochte ich, und das sollte bis zu seinem Tod so bleiben.

Die anderen SDSler kannte Ulrike Meinhof bis dahin nur flüchtig oder gar nicht. Sie hatte seit 1967 die Entwicklungen in Berlin – und dazu gehörten auch die Entwicklungen im SDS – journalistisch begleitet, war aber nicht vor Ort integriert. Bernd Rabehl erzählte mir 1998 in einem Interview, dass Ulrike Meinhof den Studentenvertretern persönlich etwas fremd war. Sie war älter, etablierter, und sie kam von außen. Man respektierte sie als Journalistin, aber man sah sie – anders als Rudi Dutschke – nicht als »Kader« oder Führungsfigur, sondern als bloßen Gast. Meinhof suchte ihre Rolle in Berlin erst noch, so Rabehl. Und dann machte sie einen seltsamen Vorstoß in Richtung Rudi Dutschke.

Bernd Rabehl: Bei einem unserer Treffen wollte sie deutlich machen, dass also sie als die Journalistin, Agitatorin, die in der Lage ist, das Wort zu beherrschen, und Rudi, der begnadete Redner, der aber nicht schreiben konnte, sich zusammentun müssten. Sie sagte so ziemlich direkt zu Rudi: »wenn wir beide uns zusammentun....«, dann wäre das das ideale Paar für die Revolution. Es war spaßig vorgetragen, aber wir hatten alle

das Empfinden, da steckt viel Ernst dahinter. Und ich hab das auch später mit Christian Semler dann noch mal rekapituliert, ja, dass das natürlich ein echter Heiratsantrag war. Und der Dutschke war so ganz befangen und wusste gar nicht so richtig darauf zu reagieren. Nun war er sowieso Frauen gegenüber befangen, die so offensiv auf ihn zutraten, denn er war ja Protestant, war verheiratet und dachte wahrscheinlich zu diesem Zeitpunkt gar nicht daran, sein Gretchen zu verlassen.¹⁶

Oft fuhr meine Mutter auch zu Genossen rüber nach Ostberlin, dann brachte sie uns regelmäßig mal ein Buch oder eine Platte mit, denn da drüben gebe es viel bessere und vor allem billigere Bücher, sagte sie. Und manchmal kamen die Genossen von drüben auch zu uns. Sie waren daran zu erkennen, dass sie im Gegensatz zu den West-Genossen immer in Schlips und Kragen erschienen und einen ganz kurzen Haarschnitt hatten. Einer von diesen Kontakten war ein alter Bekannter von Ulrike Meinhof, der in dieser Zeit versuchte, sie noch einmal für die KPD zu begeistern. Manfred Kapluck, der in den Fünfziger- und Sechzigerjahren *konkret* und damit auch Röhl und Meinhof aus Ostberlin im Auftrag der DDR »geführt« hatte, wusste als einer der Designer der Umwandlung, dass die KPD, die seit 1956 verboten war, unter ihrem neuen Namen DKP in Westdeutschland unmittelbar vor der Legalisierung stand.

Kapluck mag gehofft haben, dass Ulrike Meinhof, mit der er früher schon gern ein Verhältnis gehabt hätte, jetzt, wo sie ohne Mann allein in Berlin lebte, für ihn zu haben wäre. Kapluck, der als illegaler Kommunist knapp 20 Jahre in der DDR oder sonst wo gelebt hatte, wohnte mit seiner Familie wieder in seiner Heimatstadt Essen und stand mit der Gründung der DKP, die dann am 24. September 1968 erfolgen sollte, auch vor seiner persönlichen »Legalisierung«.

Manfred Kapluck: Als Ulrike wieder in Berlin wohnte, sind wir oft zusammen italienisch essen gegangen, das gab es ja im Osten nicht, das war noch neu für mich. Ich habe dann in eurem Kinderzimmer gegessen, euch etwas vorgelesen, bis die ›Leute vom Campus‹ gingen. Erst wenn die langhaarigen Studenten weg waren, hatten wir Zeit für uns. Ich war natürlich froh, dass sie endlich von dem Röhl weg war.¹⁷

Kapluck hat wohl, wie er es mir geschildert hat, tatsächlich während unserer ersten Monate in Berlin eine kurze Affäre mit Ulrike gehabt. Er hat davon später auch anderen erzählt. Er versuchte, »seine Ulrike« aus alten *konkret*-Zeiten beharrlich zur DKP zu holen und mit ihr und der neuen KP den legalen Weg zum Sozialismus zu gehen. Aber sie war auf einem neuen Trip: »Sie wollte eben jetzt die Revolution, ich wollte sie dazu überreden, doch wieder für die Partei zu arbeiten und offiziell in die DKP einzutreten, doch das hat sie abgelehnt.«

Und noch ein weiterer Kopf der APO-Bewegung, der Schriftsteller Peter Schneider, war, so glaube ich, ein Mann, den meine Mutter nicht nur politisch mochte. Schneider erinnert sich in seinem Buch »Rebellion und Wahn«, 2008, an seine eigene, offenbar etwas schwach ausgefallene Eröffnungsrede auf der ersten Anti-Springer-Veranstaltung am 1. Februar 1968 und an seine Begegnung nach dieser Rede mit meiner Mutter: »Ulrike Meinhof spürte wohl meine Unruhe, als sie sich nach meiner Rede im hinteren Teil des Saals zu mir stellte. Sie lobte mich tapfer, nahm meine Hand und ließ sie lange Zeit nicht los.«¹⁸

2017 sagte mir Peter Schneider bei einem längeren Gespräch etwas schüchtern, dass man ihm damals kolportiert habe, Meinhof habe ein wenig für ihn geschwärmt.

Als Schlusspunkt der von Peter Schneider und meiner Mutter besuchten Vorbereitungsveranstaltung zu dem geplanten Springer-Tribunal bzw. Springer-Hearing wurde ein Film vom späteren Terroristen und damaligen Filmstudenten Holger Meins gezeigt: Wie baut man einen Molotowcocktail und wohin wirft man ihn? Auf das Springerhaus. In dieser Nacht werden dann erst einmal Steine auf Springerfilialen fliegen, und zwar unter anderem geworfen von Dutschke persönlich, gemeinsam mit dem Komponisten Hans Werner Henze und dem später langjährigen SPD-Funktionär Tilman Fichter, im Parteivorstand zuständig für Schulung und Bildung.

Peter Schneider und meine Mutter waren bei dieser ersten physischen Aktion gegen Springer nicht dabei. Die Aktion faszinierte Ulrike Meinhof, nicht jedoch Peter Schneider, der die Aktion intern kritisierte, weil sie die Chance auf ein gewichtiges Springer-Hearing, das kurze Zeit später stattfinden sollte, zunichtemachte – fast alle geladenen Redner zogen

aufgrund der gewalttätigen Aktion ihre Teilnahme am Hearing wieder zurück, weshalb es später nur noch zu einer sehr gerupften kleinen Veranstaltung kam. Ulrike Meinhof hingegen begrüßte den Gewaltausbruch ausdrücklich, verteidigte ihn in ihrer nächsten Kolumne gegen die Springerpresse, die das gewaltsame Vorgehen der anonymen Täter mit der »Reichskristallnacht« verglichen hatte.

Immerhin: Henze und Dutschke wussten sich voll »gedeckt« durch die Intellektuellen Heinrich Böll, Max Frisch, Günter Grass, Martin Walser, Walter Jens, Hellmuth Karasek, Fritz J. Raddatz, Marcel Reich-Ranicki und Alexander Mitscherlich, schließlich hatten diese im Herbst 1967 gemeinsam mit Henze und anderen Prominenten einen öffentlichen Aufruf zu einem Springer-Boykott unterschrieben. Die Wackersteine, die jetzt in die Fensterscheiben von Springerniederlassungen flogen, lagen also schon in der Luft: eine Promi-APO von ganz oben.

Mao Zedong und die APO

Seit Mitte 1967 hatte die fixe Idee der APO, eine eigene Kulturrevolution machen zu wollen oder zu sein, Formen angenommen, die einem aus heutiger Sicht ziemlich surreal erscheinen. Es zeigte sich schnell, dass die APO-Bewegten vor allem mehr und mehr chinesische Vorbilder adaptierten.¹⁹

Man könnte auch sagen: Die deutsche APO hatte in der Person Rudi Dutschkes einen kongenialen Stellvertreter des Gottes Mao in ihren Reihen. Dutschke konsumierte die ins Deutsche übersetzte chinesische Propagandaliteratur. Dutschke und die APO-Leute holten sich die Schriften Maos und seines »Propagandaministers« Lin Biao direkt aus der chinesischen Botschaft in Ostberlin oder ließen sich Massen der kleinen Bücher und Hefte als Paket ins Haus schicken.²⁰ Dutschke hörte den deutschsprachigen Propagandasender Chinas, Radio Peking, und übernahm in seinen suggestiven und die Massen begeisternden Reden die Lehrformeln Maos. Dieser verstand es zweifellos, Menschen revolutionär »anzuschalten«.

Die Bedeutung der Kulturrevolution in China und der Einfluss des großen chinesischen Führers Mao Zedong werden bis heute in der

68er-Geschichtsschreibung immer noch hoffnungslos unterschätzt und von den Protagonisten heruntergefahren. Indes ist die 68er-Bewegung in ihren kulturrevolutionären Ausprägungen ohne die chinesische Kulturrevolution, die als leuchtendes Vorbild diente, nicht zu verstehen.

1966 war in China die sogenannte Große Proletarische Kulturrevolution ausgebrochen. Schüler und Studenten, Lehrer und Intellektuelle stürmten, von Mao Zedong befeuert, zur selben Zeit, als sich die APO in der Bundesrepublik auszutoben begann, Universitäten, Schulen, Theater und alle Bereiche der Kultur und schließlich Verwaltungsorgane, Industrie und Wirtschaft und sogar Krankenhäuser. Die »Rotgardisten« – schon Ende 1966 sind es zehn Millionen junge Menschen, die außer Rand und Band das Land China unsicher machen und ins Chaos stürzen – machten sich über die sogenannten marxistisch-leninistischen Wandzeitungen bekannt, handgeschriebene Zettel, die überall aufgehängt oder angeklebt wurden, und verlangten von den terrorisierten Bürgern, dass sie ebenfalls Wandzeitungen anfertigten, um ihre korrekte Gesinnung zu dokumentieren. Die Kulturrevolution in China war der reinste Meinungsterror, jeder hatte gegenüber jedem in einem öffentlichen Kotau seine rechte linke Gesinnung abzuliefern. In ihren Texten kritisierten die Roten Garden das »kapitalistische Bildungssystem« und die »reaktionären, akademischen Autoritäten«. Sie kritisierten aber auch den »Revisionismus« der Sowjetunion und natürlich den »Imperialismus« der USA.

Die Peinlichkeit, mit der die deutsche APO die Ziele der Kulturrevolution in China nahezu eins zu eins übernahm, zieht sich durch die gesamte Geschichte der Bewegung. Auch die Machart, das Stürmen der Universitäten, Schulen und anderen Einrichtungen, das Anprangern der Autoritäten und der universitären Traditionen (»Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«) mittels einer Flugblattschwemme (Wandzeitungen) und der Besetzung all dieser Institutionen, war eine regelrechte Kopie des chinesischen Vorbildes, inklusive der Mao-Parolen vom »Palaststürmen« und der Schmähung der Imperialisten als »Papiertiger«. Und wer erinnert sich in den Siebzigerjahren nicht an diese »Gebote« der linken Szene, die die Roten Garden 1966 in China forderten und mit Mord verfolgten: »Ächtung von Schmuck, Parfüm und nicht proletarischen

Kleidungsstücken – Verbot der ersten Klasse in der Eisenbahn, luxuriöser Autos und Taxis.«²¹

Auch individuelle Liebesbeziehungen galten in China als konterrevolutionär, und auch das sahen die »Revolutionäre« im Westen alsbald genauso.²²

Die jungen Rotgardisten in China, die chinesischen »68er«, die meisten zwischen 12 und 25 Jahre alt, gerierten sich in der Zeit der Kulturrevolution, die von 1966 bis zu Maos Tod 1976 anhielt und zeitgleich zur Rebellion der deutschen Luxus-»Kulturrevolution« stattfand, als Richter und Scharfrichter. Sie waren außer Rand und Band. Sie stürmten die Häuser ihrer selbst ernannten Feinde. Sie verschleppten, folterten, mordeten und zwangen die Gejagten zu grausamen Selbstanklagen, zum Kotau. Betagte und bis dahin hoch angesehene Gelehrte und Professoren mussten öffentlich ihre eigenen Werke verbrennen und sich selbst überzeugend und detailliert anklagen, ihr Leben lang nur Schlechtes und Konterrevolutionäres geschrieben und verbreitet zu haben. Sie wurden in Arbeitslager gesteckt, mit Teer übergossen oder mussten mit Gewichten um den Hals auf allen vieren bellen wie ein Hund.

Aus Angst vor den die Häuser stürmenden Roten Garden versteckten die Bürger in China alles, was jetzt verpönt war – Bilder, Bücher, Kunst, Spiegel, aber auch Kosmetikgegenstände, Gold und Geld. Wurde es jedoch bei den Hausdurchsuchungen gefunden, wurden die Besitzer gefoltert, maßlos gedemütigt und später in die unwirtlichen Gebiete Chinas zum Arbeitsdienst oder direkt in die Laogai verschleppt – oder sofort umgebracht.

Die Roten Garden hatten Freifahrtscheine für die öffentlichen Verkehrsmittel, und sie besaßen die Lizenz zum Töten. Es waren entfesselte Menschenquäler. Bis zu zehn Millionen Rotgardisten waren zeitweilig in ganz China unterwegs, eine große Zahl, aber bezogen auf die chinesische Gesamtbevölkerung von damals 800 Millionen Menschen war es eine Krümelminorität ohne jede Legitimation. Sie waren im Rausch, und deswegen waren sie effektiv. Sie handelten nicht in einer straffen Organisation, sondern vergleichsweise autonom in kleinen Trupps. Aber sie fühlten sich mit einer grenzenlosen Gewissheit durch Mao legitimiert.

Nur drei Jahre später, 1970, sah der große Führer Mao Zedong keine andere Möglichkeit mehr, als die Nationale Volksarmee zu Hilfe zu

holen, um die blutrünstigen Rotgardisten wieder in den Griff zu bekommen. Nun wurden viele von ihnen in einsame ländliche Regionen²³ oder in die chinesischen Gulags geschickt. Millionen von Rotgardisten wurden auf diese Art selber zu Opfern ihrer eigenen »Kulturrevolution«, der sie so inbrünstig gedient hatten. Mao, den ich hier als den ideologischen Übervater der 68er-Revolution bezeichnen möchte, hatte den kulturrevolutionären Geist, den er aus der Flasche gelassen hatte, gewaltsam wieder hineingepresst und die Flasche verschlossen, allerdings gelang ihm dies nur in China.²⁴

Der Rotgardisten-Geist im Westen dagegen, wo alles etwas zivilisierter ablief, ist bis heute nicht wieder eingefangen worden. Siehe zum Beispiel den G20-Gipfel in Hamburg 2017, um mal einen großen Bogen in die Gegenwart zu schlagen.

Die Ironie der Geschichte: Mao, der ungebildete Bauernsohn, hatte sich seinen Kommunismus in Europa abgeholt, bei Marx, bei der Pariser Kommune von 1871, bei Lenin, Trotzki und zunächst auch bei Stalin. Und die Neue Linke erkor nun Mao, der alles noch einmal archaisierte, zu ihrem neuen Führer. Maos Ansehen und Popularität im Westen stiegen in den Sechzigerjahren von Jahr zu Jahr. Man sah gar nicht so genau hin, er war eben der große, gütige, mächtige kommunistische Führer im fernen China.

Dutschke, den ich 1967 als Fünfjährige kennengelernt und später häufiger gesehen habe, zuletzt einen Tag vor seinem Tod Weihnachten 1979, fand ich immer sympathisch, begeistert und auf eine tiefe Art ehrlich. Aber an dieser Stelle, als er Mao in die deutschen APO-Köpfe presste, tat er ein bisschen so, als ob er die Gedanken aus sich selbst herausgeschöpft hätte und natürlich aus den Werken von Marx und Lenin, Georg Lukács und des mittuenden kritischen Theoretikers der Frankfurter Schule, Herbert Marcuse (»Der eindimensionale Mensch«), der allerdings bereits Ende der Sechzigerjahre seinen Einfluss auf die Studentenbewegung wieder verlor. Dutschke verschwieg die Kulturrevolution als sein Vorbild, wenn er von Regelverletzungen und »Aktionen« sprach. Er redete zwar offen vom »Langen Marsch« durch die Institutionen und spielte damit auf den berühmten grausamen »Langen Marsch« von Maos KP-Kadern aus dem Jahr 1934/35 an, als 90 000 Mao-Anhänger auf der

Flucht vor dem Kuomintang-Führer Chiang Kai-shek rund 12000 Kilometer über das Jinggang-Gebirge marschierten und dadurch Maos Position als alleinigem Herrscher der KP Chinas stärkten – ein legendärer Einsatz, bei dem 83000 der Teilnehmer starben und der bis heute ein Mythos ist. Aber Dutschke verschwieg die Essenz, nämlich dass Maos Lehren von Kampf, Revolution und Krieg zu seiner Blaupause geworden waren.

Jedenfalls ähnelte die Kampfkultur Dutschkes und der APO, vermischt mit Popmusik, Drogen und auf hohem Luxusniveau, immer mehr ihrem Vorbild, der großen Kulturrevolution in China. Der Hauptunterschied: Die Roten Garden waren bitterarm, no sex, no drugs, no Rock 'n' Roll.

Wie zutreffend diese These ist, erschließt sich auch bei einem Vergleich der Neuen Linken und deren Ideen mit jenen der Altkommunisten. Die Altkommunisten kämpften noch, wenn auch taktisch und im Wege der politischen Instrumentalisierung, heldenhaft, um es ironisch auszudrücken, 20 Jahre nach Hitlers Tod gegen die Nazis. Die Neue Linke, die Mao-Linke, interessierte sich für die Naziverbrechen nicht. Wie auch? Mao Zedong waren die Nazis völlig egal. Deshalb ist bei Mao und dann auch bei den APO-Sprechern immer von einem Kampf gegen die »Autoritäten« die Rede, gegen den »Imperialismus«, gegen alles Bürgerliche (Bourgeoise), gegen den »Kapitalismus«, es geht immer gegen die USA, aber auch gegen den Revisionismus der Altkommunisten in der Sowjetunion. Der Fetisch der Neuen Linken war die Dritte Welt, die revolutioniert werden müsste. Hitler oder die Nazizeit waren nicht in ihrem Fokus.

Ende der Sechzigerjahre wurde die APO-Bewegung regelrecht zu einem deutschen Arm der chinesischen Kulturrevolution, wenn auch weitgehend unreflektiert, und sie ging, wie in China, gegen jede Autorität vor: mit Sinn oder total sinnlos. »Das rote Jahrzehnt: unsere kleine deutsche Kulturrevolution«, so heißt dann auch das Buch von Gerd Koenen, der über sein Jahrzehnt als strammer Maoist in Deutschland berichtet.²⁵ Kulturell revolutioniert wurde in China alles und jeder. Schließlich ging es dem großen Mao um die forcierte Schaffung des Neuen Menschen, vor allem durch »Umerziehung«: Die entmachteten Universitätsprofessoren

und Direktoren in China sollten als Putzmänner den Campus säubern, der Kaiser von China wurde als Gärtner in seinem ehemaligen Schloss beschäftigt, und die Akademiker, Ärzte, Wissenschaftler sollten bei den Bauern durch das Training an der Mistforke zum Neuen Menschen mutieren. Die wenigen Fachkräfte des Landes sollten für jedermann sichtbar gedemütigt und gebrochen werden. Kulturgüter, Klöster, Kirchen, Denkmäler wurden vernichtet, allein in Tibet wurden 3300 Klöster zerstört, und auch Bücher wurden massenhaft verbrannt.

Umerziehung und noch mal Umerziehung, das hatten auch die APO-Führer verinnerlicht, die sich zum Teil schon als Menschen mit einem neuen Bewusstsein fühlten, das sie den anderen erst anerziehen mussten. Wie in China ging es den Umerziehern auch in Deutschland um die Bekämpfung des Feindes oder der »Feinde des Volkes«, und wer ein Volksfeind in der Dritten Welt oder in Deutschland war, das zu bestimmen gehörte zu den angemäßigten Privilegien der APO. In einem Interview, das Rudi Dutschke kurz vor seinem Tod der Journalistin Nadine Lange für *konkret* gab, erklärte er die chinesische Kulturrevolution zu einem Vorbild, von dem er lernen wolle:

Die chinesische und die kubanische Revolution unterscheiden sich von allen anderen Revolutionen, einschließlich der sowjetischen von 1917, dadurch, dass sie sowohl in der Theorie als auch in der Praxis als permanente Revolutionen begriffen wurden, als ununterbrochener Lernprozess der Massen und der Partei, mit dem Ziel der Schaffung eines neuen Menschen für eine neue menschlichere Gesellschaft. [...] Wir in den spätkapitalistischen Ländern und auch in den autoritär sozialistischen Ländern haben von diesen schöpferischen Versuchen zu lernen, können aber keine Modelle unkritisch übernehmen, weil wir viel bessere sozialökonomische Möglichkeiten in unseren Gesellschaften haben.²⁶

Wie gesagt, im Musterlände Mao Zedongs wurden in dieser Zeit Zeitungen enteignet, gleichgeschaltet, aber im Wesentlichen zerstört. Das Entwicklungsland China erlebte aufgrund der wütenden Kulturrevolution einen wirtschaftlichen Niedergang der Extraklasse, die Universitäten

blieben fast ein Jahrzehnt nach diesen massenhaften Enteignungs- und Zerstörungsaktionen mangels geeigneten Personals und mangels geeigneter Strukturen geschlossen. China war auf dem Weg zurück in die Steinzeit und in die menschliche Verrohung.

Zwar grölten protestierende Studenten damals in der Bundesrepublik nicht nur »Ho Chi Minh«, sondern gelegentlich auch »Mao« und trugen den Mao-Sticker am Revers. Zwar verkauften sich die rote Mao-Bibel²⁷ und andere Bücher mit Maos Gedanken zum Guerillakrieg, zum Marxismus und zur Sowjetunion in Deutschland massenhaft, aber heute will niemand mehr etwas davon wissen. Mao ist aus dem bundesdeutschen Gedächtnis getilgt, und die Mao-Nachläufer von damals, die sich auch in den späteren maoistischen, fanatischen, hochideologisierten kommunistischen Gruppen, K-Gruppen genannt, wiederfanden – immerhin bis zu 100 000 deutsche Bundesbürger waren in den Siebzigerjahren in solchen K-Gruppen organisiert –, machen bis heute einen auf jung und naiv: Ja, schrecklich, was man heute über Mao weiß, aber das haben wir damals so nicht gewusst. Wir haben das mit Mao nicht ernst gemeint. Der hat uns gar nicht beeinflusst. Und übrigens hat er auch sehr schöne Blumengedichte geschrieben.

Götz Aly schrieb zu der Mao-Bewunderung seiner Zeit in seinem Buch »Unser Kampf 1968«:

Die mörderische Seite der chinesischen Kulturrevolution muss hier benannt werden, weil die westdeutschen Fans des ›großen Revolutionsführers‹ die Schreie überhörten, die aus dem Schlachthaus drangen. Heute schweigen viele der Ex-Freunde Maos betreten. Sie erwecken den Eindruck, als ließe sich die allgemeine Mao-Begeisterung auf die seit 1970 entstandenen ultradoktrinären kommunistischen Kadergruppen reduzieren, als dürfe nur der als Ex-Maoist bezeichnet werden, der nachweislich einer solchen sogenannten K-Gruppe angehört habe. Davon kann keine Rede sein. Schließlich hing das Porträt Mao Tse-tungs 1968/69 in vielen Studentenbuden und Schülerzimmern der westdeutschen Neuen Linken. Tausende – auch ich – trugen zeitweilig einen kleinen rot unterlegten oder rein goldfarbenen Mao-Kopf am Revers.²⁸

Ein Massenmörder Mao nur so als Geschmacksverstärker, als Jugendsünde? Kulturrevolutionäre Hetze als Kavaliersdelikt? Und Völkermord plötzlich nur noch ein Scherz?

Solche irren Verwerfungen wiegen schwerer als manch Stasi-Vergangenheit, wegen der etliche Mitbürger der Bundesrepublik ihren Job verloren haben.

Maos geistige Waffen waren verdammt scharf, und viele APO-Leute lasen ja auch sein rotes Büchlein, die sogenannte Mao-Bibel, und manche sonstige Schrift von Lin Biao, einem von Maos engsten Vertrauten. Von der Realität in China, auf deren Unkenntnis die damaligen APO-Führer sich nicht berufen können, hatten sie wahrscheinlich wenig verstanden.

Enteignet Springer!

Insofern muss auch die damalige Enteignungskampagne der APO, die seit Mitte 1967 gegen Axel Springer lief und die im Frühjahr 1968 ihren Höhepunkt erreichte und damals einen Teil des öffentlichen Diskurses beherrschte, als kulturrevolutionäres Unterfangen gesehen werden. Der Rufmord gegen Springer, der schon zuvor von der DDR systematisch betrieben worden war, ist – das muss man konstatieren – erfolgreich durchgezogen worden. Es ist Teil der bundesdeutschen Geschichte geworden, dass der Axel-Springer-Verlag ein böser, die öffentliche Meinung der Bundesrepublik beherrschender, meinungsmanipulativer Monopolkonzern war, dem das Handwerk zu legen sei.

Bis heute geistern, bezogen auf Springer, die abenteuerlichsten Empfindungen und Gefühle umher. Konkret wurde es weder damals noch später. Alle Konkretisierungsbemühungen waren – in Ruhe betrachtet – peinlich. Aber Springer war der große Hetzer, und dieses Bild ist ja auch heute noch in großen Teilen der Bevölkerung verankert und wird bei den Konkurrenzmedien gern gepflegt. Tatsächlich sind die öffentlich-rechtlichen Medien, aber auch die damaligen Giganten wie *Spiegel*, *stern*, *ZEIT*, die *Süddeutsche*, damals noch *konkret* usw., die sich in großen Teilen

schon damals auf die Seite der APO gestellt hatten, zusammengenommen eine Medienmacht gewesen, die jene des Springer-Konzerns um ein Vielfaches überstieg.

Natürlich hat die *BILD*-Zeitung, wie alle großen Boulevardzeitungen auf dieser Welt, überspitzt, vereinfacht, Persönlichkeitsrechte gebrochen und gehetzt. Alle Boulevardzeitungen tun dies bis heute immer wieder. Aber auch die APO-Studenten hatten ihre Feindbilder. Auch sie hetzten und gingen sogar noch weiter, indem sie auch physische Gewalt und schließlich Brandstiftung und Terror gegen Axel Springer, die Polizei und viele andere ihrer selbst ernannten Feinde ausübten.²⁹ Und auch die sogenannten seriösen Medien, die damals zu einem großen Teil auf der Seite der APO standen, waren keine Lämmerschwänze im Hetzen, Überspitzen, Polarisieren.

Die Studentenbewegung wollte also Axel Springer enteignen. Springer sollte öffentlich von der privaten APO-Gerichtsbarkeit, gern »Volksgerichtshof« genannt, verurteilt werden. Es gab Studenten, die wollten ihn nach chinesischem Vorbild als Klofrau im eigenen Haus wiedersehen. Peter Schneider schlug in seiner Rede vom 1. Februar 1968 einen anderen produktiven Beruf vor: »Reden wir heute davon, welche Verbrechen an der Gesellschaft die Springerpresse begeht und warum Springer, den wir ja nicht aufhängen, noch nicht einmal ins Gefängnis stecken, den wir ja nur in irgendeinem produktiven Beruf, beispielsweise als Herrenschneider, beschäftigt sehen möchten, warum Springer enteignet werden muss.«³⁰

Wussten Dutschke und Co. überhaupt, was eine »Enteignung« ist und wie sie vonstattengehen könnte? Und »konnten« Marx und Mao eigentlich Enteignung, gemeint ist eine Enteignung ohne Konkurs, ohne Hungersnot, Bürgerkrieg, Diktatur, Gulag, Massenmord?

Jedenfalls, die Führung eines Unternehmens kann man Marx und Mao ganz offenkundig nicht übergeben. Mao machte sein eigenes Land, die uralte Kulturnation China, mit seinen Heilslehren kaputt, er schoss es in archaische Vorzeiten zurück. Und Marx, auf den Mao sich berief, ist vielleicht ein bedeutender Philosoph, aber er hat nichts praktisch Verwertbares für die Führung eines Unternehmens oder einer Volkswirtschaft gesagt und geschrieben, und auch das Kapital vermochte er nicht realistisch

abzuschaffen. Diese Feststellung ist so wichtig, weil der Marxismus im Prinzip eine Wirtschaftsideologie ist, die die Menschen und deren Neid-Gen so fasziniert hat. Es ging schließlich immer um die Wirtschaft und immer darum, dass die Kapitalisten, die Bösen, enteignet und abgeschafft gehörten und dass eine wie auch immer geartete, nie zu Ende gedachte und von den Dutschkes und den Meinhofs nie hinterfragte neue Qualität von Güter- und Dienstleistungserzeugung herbeimaginiert werden sollte.

Der Haken ist, dass all die netten Revolutionsfantasien, die durch die Bundesrepublik und den Westen geisterten und geistern, zwar lauthals sagen, was in der Wirtschaft zerstört gehört, aber nicht sagen, wie die Wirtschaft produktiv laufen soll. Die gängigen Aussagen wie »genossenschaftliches Arbeiten« oder »in Volkseigentum überführte Betriebe«, in denen sich die Fantasien erschöpfen, haben keinen Mehrwert für irgendeine Volkswirtschaft.

Wenn Springer persönlich aus dem Verkehr gezogen worden wäre, wären die Rechtsnachfolger und das Kapital immer noch da gewesen, das wäre noch keine Enteignung. Der Gedanke, Springer zu enteignen, ihm den Konzern praktisch wegzunehmen und in die Hände der APO zu legen, der sehr real in den Köpfen des Führungspersonals der Bewegung herumspukete, zeigt deren erschütternden Geisteszustand. Hätte man auch die Rechtsnachfolger verjagt, nach dem Motto, die sind genauso schlimm, die müssen gleich mit enteignet werden, wären die Banken und Gläubiger des Konzerns Sturm gelaufen. Und: Die Mitarbeiter und Journalisten, die den Quatsch nicht hätten mittragen wollen, hätten das Haus verlassen, und die Leser hätten sich von Springer abgewendet. Übrig geblieben wären ein paar Druckmaschinen, ein paar Büroräume, ein paar Wendehälse und ein gestorbener Wirtschaftsbetrieb. Der Springer-Konzern wäre innerhalb von 24 Stunden im Chaos versunken.

Wäre also eine Enteignung überhaupt durchführbar gewesen? Nein, eine solche Enteignung wäre nicht möglich gewesen. Eine Zerstörung des Ladens hätten die APO-Bewegten schon hingekriegt, aber einen Zeitungskonzern, der auf seine fortfließenden täglichen Einnahmen angewiesen ist, am Laufen zu halten, nicht. Diese Tatsache, die kein vernünftiger Mensch bezweifeln wird, kommt in der Geschichtsschreibung zur 68er-Bewegung allerdings nie vor.

Und es herrschte die pure Paranoia, weil das Maß an Hetze aus den Springerblättern – heute werden immer zwei oder drei mickrige Zitate hochgehalten – geradezu lächerlich war. »Stoppt die Jung-Roten jetzt« oder die Bezeichnung der APO-Führer als »Rotgardisten« sind angesichts des Sturms und der Gewalt der APO-Bewegung, die Gegenstimmen auf ihren Veranstaltungen nicht zuließ und Veranstaltungen mit einer anderen Ausrichtung sprengte, nur ein paar Wörter aus Millionen von Wörtern, die gar nichts an Hetze hergeben und die im Gegenteil eine gewisse Vernunft transportieren: Immerhin stimmte die Parallele zu den Rotgardisten. Umgekehrt hat die APO selber auf Tausenden von Flugblättern, in Artikeln, auf Podien, in Interviews gehetzt: gegen die real bestehenden Verhältnisse, gegen die Repräsentanten der Verhältnisse, gegen die Professoren an den Universitäten, gegen den normalen Berliner »Spießer«, der keinen Bock auf Revolution hatte, und natürlich gegen Axel Springer.

Ein besonderer Gag der Geschichte, der seit eh und je bekannt ist, aber ebenfalls ohne jede intellektuelle Konsequenz bleibt: Nicht nur der italienische schwerreiche Verlagserbe Giangiacomo Feltrinelli finanzierte diese APO-Aktivitäten und brachte gelegentlich auch noch Sprengstoff mit, um den APO-Argumenten ein bisschen Nachdruck zu verleihen, sondern auch die verlegerischen Konzernherren Rudolf Augstein (*Der Spiegel*) und Gerd Bucerius (*ZEIT*) griffen teilweise ganz schön tief in die eigene Tasche, um die APO-Aktivitäten gegen den Konkurrenten Springer und auch um Dutschke persönlich zu unterstützen.³¹ Es war also auch noch unlauterer Wettbewerb der speziellen Art im Spiel. Und die DDR hat auch noch mitgemischt. Wo übrigens das Geld der freigiebigen Spender in den APO-Apparaten versickert ist, ist eine nur zum Teil geklärte Frage. Auf dem Höhepunkt dieser APO-Zeit hatte nun auch Ulrike Meinhof von der Journalistin auf die Aktivistin umgeschaltet und sich in die Anti-Springer-Kampagne eingeklinkt.

Von dem großen »Springer-Tribunal« in Berlin blieb am 9. Februar 1968 nur noch ein klägliches »Springer-Hearing« übrig. Meinhof gehörte auch hier nicht zu den Rednern – so integriert war sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht –, aber sie ergriff am Ende der Veranstaltung das Wort und wollte die versammelten Kämpen motivieren, gleich noch einmal zum Springerhaus zu ziehen, um dort Randalen zu machen, was wohl

insbesondere bei Christian Semler, einem SDS-Granden und späteren langjährigen Kopf der maoistischen KPD/AO nicht auf Gegenliebe stieß. Er sprach sich dagegen aus.

Meinhof war offenbar so aufgeregt und gleichzeitig auf Stress gebürstet, dass sie noch am Abend ein alarmistisches Telegramm an den *Spiegel* in Hamburg schickte. Und offenbar keine Antwort bekam.

9. Februar 1968, um 21.44 Uhr:

Chefredaktion Spiegel
Pressehaus Hamburg

In Berlin herrscht gegenwärtig ein absoluter und kaum schlimmer vorstellbarer Terror gegenüber den Studenten. Das Springer-Hearing kann bereits nicht mehr in der vorgesehenen Form stattfinden. Die Raumvergabe für die Vietnamkonferenz am 17. und 18.2. steht in Frage. Im Zusammenspiel von Senat, Polizei, Springerpresse und bedingt auch Universität-Administration werden und sollen den Studenten noch alle Veranstaltungen und Demonstrationen verboten werden. Es gab in dieser Woche keine Studentenveranstaltung, vor der nicht Wasserwerfer und Polizei-Hundertschaften postiert worden wären. Es herrscht dringend, um nicht zu sagen, verzweifelt der Wunsch, dass an den Regierenden Bürgermeister Schütz Protesttelegramme geschickt werden, und zwar per Adresse Republikanischer Club 1/Berlin/15/ Wielandstr 27. Es besteht der dringende Wunsch, dass diese Bitte an andere im In- und Ausland weitergegeben wird. Gruß Ulrike Meinhof zurzeit in Berlin.³²

Der Internationale Vietnamkongress

Schließlich tagte der große, lang geplante Vietnamkongress am 17. und 18. Februar 1968 im Audimax der Technischen Universität in Berlin und stellte erst einmal alle anderen Aktivitäten der APO in den Schatten.

Der Kongress fiel ausgerechnet in jene Zeitspanne, die auch im Vietnamkrieg die entscheidende Wende brachte. Die nordvietnamesische

